

MEDIA BEYOND FRONTIERS

Transnationales Medienprojekt
im ukrainisch-moldauischen Grenzraum



INHALT

EDITORIAL	3
MEDIENFORUM	
Pressefreiheit, Demokratie und Social Media	6
▪ „Du kannst über die Wahrheit schreiben, aber zu viel Wahrheit bringt dich in Gefahr.“ Wie Nachwuchsjournalistinnen und -journalisten aus Deutschland, der Ukraine und der Republik Moldau die Medien bewerten	6
MEDIEN IM WANDEL	
Perspektiven aus Deutschland, der Ukraine und der Republik Moldau	20
▪ „Sagen, was ist“: Ein Traumberuf zwischen Glanz und Krise. Von Renate Nimtz-Köster	20
▪ Facebook, Instagram und Co. – Wie soziale Medien den Journalismus in der Ukraine verändern und ein neues Genre entsteht. Von Lilia Shutia	27
▪ Politik, Propaganda und Journalismus: Über das Mediensystem und die Rolle der Journalisten in der Republik Moldau. Von Vyacheslav Dolgov	31
MEDIA BEYOND FRONTIERS ON TOUR	
Reportagen, Berichte und Interviews aus der ukrainisch-moldauischen Grenzregion und Transnistrien	36
REGION UND GEDÄCHTNIS	
Rechercheteam: Khrystyna Boiko, Maximilian Euteneuer und Oleksii Yakoviichuk	37
▪ Der lange Schatten der Geschichte – das alte Czernowitz und das neue Tscherniwzi	37
▪ „Sie konnte zeit ihres Lebens die österreichische Hymne zitieren.“ Felix Zuckermann über sein Leben, seine Mutter Rosa und den Wandel seiner Heimatstadt Czernowitz	40
▪ Mit der Marschrutka durch das historische Gedächtnis der Republik Moldau	43
MIGRATION UND FAMILIE	
Rechercheteam: Oksana Chorna, Yuliia Drahan und Astrid Probst	47
▪ Vom Verlassen und Zurückbleiben: In der ukrainisch-moldauisch-rumänischen Grenzregion ist fast jede Familie zerrissen	47
▪ Alte Zeit mit Rosenmuster: Casa Mare in der Moldau	53
ALLTAG UND GRENZE	
Rechercheteam: Saskia Heller, Iryna Kapush und Liuba Rudaja	56
▪ Begegnungen am Rande: Sokyryany und Ocnîța	56

MINDERHEITEN UND HEIMAT	
Rechercheteam: Georgeta Carasiucenco, Alina Kashchuk und Anja Schäfer	64
▪ Sehnsucht Italien – Die stillen Helden der Dörfer: Wie Ukrainer und Moldauer im Grenzgebiet das gleiche Schicksal eint	64
JUGEND IN TSCHERNIWZI UND BĂLȚI	
Rechercheteam: Diana Ambros, Yaryna Borynets, Viktoriia Korsun und Robert Schwaß	71
▪ Freiraum für ein anderes Leben. In Tscherniwzi entsteht eine neue Generation	71
▪ Exkurs Auf dem Boden der Tatsachen: Czernowitz – Cernăuți – Черновицы – Чернівці	78
▪ In den Garagen von Bălți: Privater Weinanbau in der Vorstadt	80
▪ Zwischen Selbstverwaltung und Recycling: In Bălți zeigen Studierende viel Engagement. Wie sehen sie ihre Perspektiven im Land? Zwei Gespräche	83
TRANSNISTRIEN	
Rechercheteam: Daria Capatina, Kristina Forbat und Alina Kuvaldina	86
▪ „Willkommen im Sheriff-Land“ – Einblicke in die separatistische Republik Transnistrien	86
▪ „Wir wollen unsere Behörden wachrütteln.“ Oxana Alistratova über ihren Einsatz gegen den Menschenhandel in Transnistrien	97
Projektteilnehmer/innen Projektteam	101
Impressum	104

EDITORIAL

MEDIA BEYOND FRONTIERS ist ein grenzüberschreitendes Projekt – und dieses Magazin ist sein Ergebnis. Es ist dadurch entstanden, dass sich junge und doch schon erfahrene deutsche, ukrainische und moldauische Journalistinnen und Journalisten offen begegneten, kritisch über die aktuellen Entwicklungen der Medienlandschaft in ihren Ländern reflektierten und die Zusammenhänge von freien Medien, Demokratie und Zivilgesellschaft diskutierten. Vom 20. bis 28. September 2018 trafen sie in Tscherniwzi (Ukraine), Bălți (Republik Moldau) und in der ukrainisch-moldauischen Grenzregion zusammen, um sich und ihre journalistischen Arbeitsweisen in trinationalen Teams kennenzulernen. Sie sprachen mit Menschen aus allen Altersschichten dies- und jenseits der Grenze und suchten nach Orten und Einrichtungen, die zu den von ihnen gewählten Themen passten. Auf diese Weise entstanden Reportagen, Berichte und Interviews, die die aktuelle Stimmung in der Region und der Bevölkerung einfangen. Die Teams befassten sich in ihren Recherchen mit Arbeitsmigration und Gedenkkultur, Sprachen und Identitäten, Alltagsleben, Perspektiven der Jugend und mit zivilgesellschaftlichen Initiativen. Sie fanden nicht immer, wonach sie suchten, hingegen entdeckten sie oftmals mehr, als sie erwartet hatten – und dies macht den Reiz des journalistischen Berufs aus, insbesondere den der Reporterin oder des Reporters.

Das Magazin stellt in drei Teilen den Verlauf und die Ergebnisse des grenzübergreifenden Projekts vor:

MEDIENFORUM

Wie blicken junge Menschen, die aktiv Medien gestalten und nutzen, auf die aktuellen Entwicklungen in der Medienwelt? Wie beurteilen sie die Presse- und Meinungsfreiheit in ihren Ländern, welches Mediennutzungsverhalten legen sie an den Tag? Bevorzugen sie klassische Medien wie Print und Rundfunk oder nutzen sie eher Online-

medien und soziale Netzwerke? Wie hängen für sie die Freiheit der Medien und des journalistischen Berufs mit einer funktionierenden Zivilgesellschaft zusammen? Wie schützen sie sich vor Fake News? MEDIA BEYOND FRONTIERS hat die Projektteilnehmerinnen und -teilnehmer aus drei Ländern dazu befragt. In jungen Demokratien ist die Presse- und Meinungsfreiheit immer noch ein fragiles Gut und auch das Alter der Nutzer spielt eine Rolle. Während die einen noch die traditionellen Medien favorisieren und zum Printprodukt greifen, sind den anderen als Digital Natives die sozialen Netzwerke die wichtigste Informationsquelle. Einig sind sich die Befragten darin, dass die Medien nicht nur informieren, sondern meinungsbildend wirken und eine zentrale Rolle in demokratischen Systemen spielen sollten. Den Qualitätsjournalismus gilt es zu schützen.

MEDIEN IM WANDEL

Renate Nimtz-Köster (Deutschland), Lilia Shutiaik (Ukraine) und Vyacheslav Dolgov (Republik Moldau) haben ihre Statements über den Wandel der Medienlandschaft in ihren Ländern, mit denen sie das Projekt in Tscherniwzi eröffneten, für das Magazin ausgearbeitet. Es sind aktuelle Bestandsaufnahmen, aber auch Rückblicke auf die letzten Jahre und Jahrzehnte. Die langjährige Spiegel-Redakteurin Renate Nimtz-Köster beschreibt in ihrem Beitrag „Sagen, was ist‘: Ein Traumberuf zwischen Glanz und Krise“ aus einer sehr persönlichen Sichtweise ihren journalistischen Werdegang in der Bundesrepublik Deutschland. Der technische Wandel hatte enorme Einflüsse auf die Medien, aber die kritische Berichterstattung sollte sich trotz wirtschaftlicher und inhaltlicher Krisen weiterhin an handwerklichen Maßstäben des Qualitätsjournalismus orientieren. Die Medienwissenschaftlerin und Journalistin Lilia Shutiaik analysiert in „Facebook, Instagram und Co. – Wie soziale Medien den Journalismus in der Ukraine verändern und

ein neues Genre entsteht“ die Herausforderungen durch Social Media. Die Nutzung digitaler Medien ist in der Ukraine besonders ausgeprägt – zum Vor- und Nachteil gesellschaftlicher Prozesse. In diesem Kontext trägt die literarische Reportage, die mittlerweile auch ihr Publikum in der Ukraine findet und wie eine mediale Entschleunigung wirkt, zur Qualitätssicherung des Journalismus bei. Der Druck auf die Medien und den unabhängigen Journalismus ist in seinem Land zurzeit besonders stark, konstatiert der Journalist und Sprachwissenschaftler Vyacheslav Dolgov in seinem Beitrag „Politik, Propaganda und Journalismus: Über das Mediensystem und die Rolle der Journalisten in der Republik Moldau“. Zwar gibt es ein vielfältiges Angebot, aber politische und wirtschaftliche Entscheidungsträger nutzen die Medien häufig für ihre Zwecke. Doch einige Journalistinnen und Journalisten stellen sich dieser Entwicklung entgegen.

MEDIA BEYOND FRONTIERS ON TOUR

In trinationalen Recherche-Teams begaben sich die jungen Journalistinnen und Journalisten in die Grenzregion. In **REGION UND GEDÄCHTNIS** erkunden Khrystyna Boiko, Maximilian Euteneuer und Oleksii Yakoviichuk das alte Czernowitz und das neue Tscherniwzi. Historische Zäsuren werden in den Ortsnamen in dieser Region häufig sichtbar. Der Ort gehörte einst zur Habsburgermonarchie, später zum Königreich Rumänien und dann zur Sowjetunion und ist seit 1991 Teil der Ukraine. Das Recherche-Team sprach mit jüdischen und ukrainischen Zeitzeugen, hinterfragte den politischen Wandel in der Stadt und unternahm einen Roadtrip nach Bălți in der Republik Moldau.

Wie die Arbeitsmigration das Leben der Familien prägt, erfuhren Oksana Chorna, Yuliia Dragan und Astrid Probst während ihrer Recherchen in den Dörfern der Grenzregion zwischen der Ukraine, der Republik Moldau und Rumänien. In **MIGRATION UND FAMILIE** berichten sie über die wirtschaftliche Stagnation seit den 1990er-Jahren, die dazu geführt hat, dass viele Väter und Mütter die Region verlassen haben, um im Ausland eine Arbeit zu finden. Nur für kurze Zeit im Jahr kehren sie zurück, die Kinder wachsen bei den Großeltern auf. Das Team hat mit denjenigen gespro-

chen, die geblieben sind, weil sie bleiben wollen und eine Perspektive sehen.

Um über das Leben in Orten dies- und jenseits der Grenze zu berichten, haben Saskia Heller, Iryna Kapush und Liuba Rudaja in **ALLTAG UND GRENZE** das ukrainische Sokyrjany und das moldauische Ocnîța aufgesucht. Einst gehörten beide Orte, die nur wenige Kilometer auseinanderliegen, zum Russischen Reich, zum Königreich Rumänien und zur Sowjetunion. Heute trennt sie eine Grenze, doch gibt es nach wie vor viele gemeinsame Berührungspunkte. Die jungen Journalistinnen begegneten Menschen verschiedener Generationen aus Kultur und Medien und sprachen mit ihnen über ihren Alltag, ihr Leben und die Perspektiven der Grenzregion.

Dass die ethnischen und sprachlichen Grenzen in dieser Region fließend sind, erfuhren Georgeța Carasiucenco, Alina Kashchuk und Anja Schäfer bei ihren Begegnungen mit Ukrainern in der Republik Moldau und Moldauern in der Ukraine. Bei ihrem Recherchethema **MINDERHEITEN UND HEIMAT** stellte sich schnell heraus, dass in der Grenzregion für viele Menschen Italien als Sehnsuchtsland gilt. Viele gehen weg und zur familiären Zerrissenheit kommt der Verlust der kulturellen Identität. Für das Recherche-Team sind die Menschen, die in den Dörfern der Grenzregion geblieben sind, die stillen Helden, da sie trotz großer Schwierigkeiten darum kämpfen, sich ein Leben in ihrer Heimat aufzubauen.

Diana Ambros, Yaryna Borynets, Viktoriia Korsun und Robert Schwaß haben sich mit Studierenden und jungen Aktivisten in Tscherniwzi und Bălți getroffen. Trotz der wirtschaftlichen Krise glaubt diese Generation in **JUNGES LEBEN IN TSCHERNIWZI UND BĂLȚI** fest daran, etwas im Land verändern zu können. Sie möchte die Zukunft gestalten und beginnt damit in der Gegenwart. Ob Barkeeper, Kulturmanagerin oder Recycling-Aktivistin – die Lebensentwürfe sind zum Teil sehr innovativ, andere hingegen auch traditionell. Bevor man sich entscheidet, wird einiges ausprobiert. Die Reportagen stellen diese Menschen und ihre Lebenswelten vor.

Die weiteste Recherche-Expedition unternahmen Daria Capatina, Kristina Forbat und Alina Kuvaldina. Sie besuchten **TRANSNISTRIEN**, die an die Ukraine und die Republik Moldau grenzende separatistische Republik, die seit 1991 existiert. Durch

Gespräche mit Schuldirektoren, Touristenführern oder NGO-Mitarbeitern sowie durch eigene Beobachtungen erfuhr das Team, wie es um die Lage der rumänischsprachigen Bevölkerung und ihre Schulen steht, welche Rolle das sowjetische Erbe spielt, wie Politik und Wirtschaft miteinander verflochten sind und die Arbeit von zivilgesellschaftlichen Organisationen funktioniert.

Das Projekt MEDIA BEYOND FRONTIERS hatte zum Ziel, den transnationalen Austausch innerhalb einer Grenzregion zu fördern und Nachwuchsjournalistinnen und -journalisten aus drei Ländern und durch geeignete Formate miteinander ins Gespräch zu bringen, Sichtweisen auf die

Zusammenhänge von freien Medien und zivilgesellschaftlicher Entwicklung zu artikulieren und in einer gemeinschaftlichen Medienarbeit aktuelle Themen journalistisch aufzubereiten. Dadurch entstanden neue Kommunikationskanäle. Nun sind junge und meinungsbildende Akteurinnen und Akteure miteinander vernetzt und viel Energie für weitere grenzüberschreitende Medienprojekte ist freigesetzt worden. Hierfür danke ich allen Beteiligten.

Markus Winkler (Projektleitung)
Berlin, Dezember 2018

MEDIENFORUM

Pressefreiheit, Demokratie und Social Media



*„Du kannst über die Wahrheit schreiben,
aber zu viel Wahrheit bringt dich in Gefahr.“*

Wir leben im Zeitalter der digitalen Revolution. Gleichzeitig gerät die Presse vielerorts unter Druck. Die Auswirkungen auf die Mediensysteme und das Nutzungsverhalten sind enorm, ebenso die Herausforderungen für jeden Einzelnen. Wie gehen junge Journalistinnen und Journalisten aus Deutschland, der Ukraine und der Republik Moldau mit diesen Veränderungen um? MEDIA BEYOND FRONTIERS hat die Projektteilnehmerinnen und -teilnehmer zu folgenden Themen befragt:

1. Wie beurteilen Sie die Pressefreiheit in Ihrem Land? Wie viele Punkte vergeben Sie auf einer Skala von 1 bis 10 (1 = sehr ernste Lage / 10 = sehr gute Lage)?
2. Welche Medien nutzen Sie hauptsächlich, um sich über politische, gesellschaftliche und kulturelle Themen zu informieren?
3. Wie hängen Presse- und Meinungsfreiheit und zivilgesellschaftliche Entwicklung miteinander zusammen?
4. Beschreiben Sie die Vor- und Nachteile von Social Media und traditionellen Medien (Zeitungen, Magazine, Rundfunk). Wie werden sich diese Medienformate zukünftig entwickeln und inwiefern wird dieser Prozess die (Medien-)Gesellschaft verändern?
5. Sind Sie jemals auf Fake News hereingefallen? Wie schützen Sie sich davor? Welche Rolle spielen Journalisten bei der Verbreitung von Fake News? Wie überprüfen Sie Nachrichtenquellen und vertrauen Sie eher einem Medium im Allgemeinen oder bestimmten Journalisten?



Die Fotos zeigen deutsche, ukrainische und moldauische Nachwuchsjournalistinnen und -journalisten während der Präsenzphase von MEDIA BEYOND FRONTIERS Ende September 2018 in Tscherniwzi (Ukraine) und Bălți (Republik Moldau).
Fotos: Markus Winkler

Kristina Forbat (*1986, lebt in Hamburg/Deutschland)

1. Für Deutschland würde ich 9 von 10 Punkten vergeben. Die Verfassung garantiert die Pressefreiheit und schafft ein günstiges Klima für die journalistische Arbeit. Allerdings wurden in der letzten Zeit Journalisten durch rechtsextreme Gruppierungen und Demonstranten bedroht und angegriffen. Im Vergleich zu einigen anderen Ländern, wo Behörden verpflichtet sind, ihre Archive und Dokumente zu öffnen, sind deutsche Gesetze, was den Zugang zu Informationen betrifft, rechtlich schwächer geregelt. In Deutschland haben wir aber zum Glück immer noch eine große Medienvielfalt – im Unterschied zu einigen anderen EU-Ländern –, eine Vielzahl an Print- und Onlinezeitungen und Rundfunkanstalten. Dass aber aus wirtschaftlichen Gründen immer mehr Zeitungen und deren Verlage schließen müssen, bedroht den Medienpluralismus.
2. Ich lese hauptsächlich eine Wochenzeitung, höre täglich Radio und schaue abends Fernsehnachrichten (ARD). Zudem lese ich Spiegel Online.
3. Ohne Pressefreiheit kann es keine Zivilgesellschaft geben. Die Basis der Zivilgesellschaft ist der freie Zugang zu Informationen. Die Informationen müssen unabhängig sein und im besten Fall von vielen verschiedenen Medien, die auf unterschiedliche Milieus abzielen, stammen. Die Medienvielfalt ermöglicht es den Bürgerinnen und Bürgern auch, sich eine eigene Meinung zu bilden.
4. Ich bevorzuge traditionelle Medien, um mich zu informieren, und nutze soziale Netzwerke hauptsächlich für die Freizeitplanung (z.B. Veranstaltungen am Wohnort auf Facebook), für den Austausch mit Freunden über Veranstaltungen und um Artikel, TV-Dokumentationen etc. weiterzuempfehlen. Für mich geht das alles Hand in Hand. Ich glaube nicht, dass die Qualitätspresse und der professionelle Journalismus verschwinden werden. Allerdings sind Qualitätsmedien teuer. Es wird mehr Nischenmedien und private oder privatgemeinschaftlich finanzierte Medien geben, was natürlich den Medienpluralismus und die Pressefreiheit bedroht.

„Wir sollten bei lauter und aggressiver Polemik in den Medien hellhörig werden und unseren gesunden Menschenverstand einschalten.“

5. Ich kann nicht sagen, ob ich schon auf Fake News hereingefallen bin. Ich informiere mich generell über traditionelle Medien und würde keinen „Nachrichten“ auf Facebook oder anderen sozialen Netzwerken Glauben schenken. Ich vertraue den traditionellen Medien, aber natürlich arbeiten selbst erfahrene Journalisten aus wirtschaftlichen Gründen manchmal ungenau und viele Artikel werden kopiert. Als Leser und Medienkonsument ist es nicht möglich, jede Information zu überprüfen, aber wir sollten bei lauter und aggressiver Polemik in den Medien hellhörig werden und unseren gesunden Menschenverstand einschalten.

Alina Kuvaldina (*1996, lebt in Tscherniwzi/Ukraine)

1. Die Pressefreiheit in der Ukraine bewerte ich mit 6 von 10 Punkten. Du kannst über die Wahrheit schreiben, aber zu viel Wahrheit bringt dich in Gefahr.
2. Ich lese ukrainische und internationale Nachrichten auf BBC Ukraine, Radio Liberty oder Deutsche Welle. Was Lokalnachrichten betrifft, bevorzuge ich viele verschiedene Medien, die unterschiedliche politische Ziele verfolgen, damit ich meine Kritikfähigkeit schärfen kann.
3. Die Presse- und Meinungsfreiheit ist unabdingbar für die Entwicklung der Zivilgesellschaft. Um richtig entscheiden zu können, müssen Menschen Hintergründe kennen.
4. Das sind für mich zwei verschiedene Dinge. Social Media können sehr ereignisnah berichten, aber die Informationen sind oftmals unvollständig und unseriös. Traditionelle Medien sind langsamer und für die jüngere Generation eher unpraktisch, was bei den Social Media wiederum auf die ältere Generation zutrifft. Ich denke, dass sich die traditionellen Medien in die Social Media integrieren werden und man sie nutzen kann, ohne die sozialen Netzwerke aufzugeben. Zum Beispiel kann ich Radio hören und dabei gleichzeitig mit einer App im Smartphone arbeiten.
5. Mir fallen keine Beispiele ein, aber ich denke, dass es schon passiert ist. Ich achte auf die Quellen und darauf, dass journalistische Standards eingehalten werden. Journalisten sollten alle Informationen überprüfen, indem sie die Quellen bewerten bzw. diese oder Personen kontaktieren, die den Wahrheitsgehalt der Nachrichten einschätzen können.

„Du kannst über die Wahrheit schreiben, aber zu viel Wahrheit bringt dich in Gefahr.“

Daria Capatina (*1997, lebt in Chişinău/Republik Moldau)

1. Ich bewerte die Pressefreiheit in der Republik Moldau mit 5 von 10 Punkten. Die Medien werden von Oligarchen kontrolliert. Vladimir Plahotniuc besitzt schockierende 70 Prozent des audiovisuellen Medienmarktes: fünf nationale Fernsehsender sowie drei Radiostationen, die zu den beliebtesten Anstalten gehören. Die mangelnde Medienvielfalt ist ein gravierendes Problem.
2. Ich lese alles, sogar Fake News, da es für mich wichtig ist zu wissen, wie manipuliert wird. Nur wenige moldauische Medienunternehmen sind finanziell und politisch unabhängig. Viele Artikel und Beiträge der Medien sind einseitig, auch weil sich Redakteure und Journalisten einer Selbstzensur unterwerfen. Ich informiere mich größtenteils über die Onlineversion von Ziarul de Gardă, über Radio Europa Liberă und Agora, Centrul de Investigatii Jurnalistice, Privesc.eu und RISE Moldova.
3. Die journalistische Arbeit ist auch ein Maßstab dafür, wie gut eine Gesellschaft funktioniert. Das Engagement des Staates für die demokratische und soziale Entwicklung hängt eng mit seinem Respekt vor den Medien zusammen.

„Social Media verschaffen uns fast überall Zugang zu allem. Das ist ihr großer Vorteil. Mit ihnen nehmen wir Stimmungen zu bestimmten Ereignissen auf.“



4. Social Media verschaffen uns fast überall Zugang zu allem. Das ist ihr großer Vorteil. Mit ihnen nehmen wir Stimmungen zu bestimmten Ereignissen auf, sie erleichtern unsere Interaktion mit der Öffentlichkeit und sie ermöglichen es uns, Texte, Audios, Videos, Grafiken oder Fotos zu veröffentlichen und Informationen zur Verfügung zu stellen, die dann besonders wichtig sind, wenn sich Gerüchte oder Fake News verbreiten, was wiederum in den Social Media sehr schnell passieren kann. Ich bevorzuge Social-Media-Quellen, da sie ständig aktualisiert werden und mich über die Meinungen anderer Nutzer informieren. Analysen und Reportagen lese ich aber nicht in den Social Media, sondern in Zeitungen oder auf seriösen Onlineseiten. Das Internet greift aufgrund seiner technischen Vorteile immer stärker in die Domäne traditioneller Medien ein.
5. Ich bin immer skeptisch gegenüber dem, was ich lese, und es ist schwer mich zu überzeugen, dass etwas wahr ist, bis ich nicht jedes Detail überprüft habe. Nachdem ich eine Nachricht gelesen habe, frage ich mich: „Was ist die eigentliche Aussage?“ Und wenn etwas unklar wird, lese ich es noch einmal und suche nach O-Tönen oder Originalzitaten. Ich versuche, die Antwort auf die Frage zu finden: „Wie viel von dem Artikel ist eine Meinung und wie viel sind Fakten?“ Einige verdammen die neuen Technologien, andere verweisen auf das Versagen der Medien. Journalisten müssen jetzt stärker reagieren, sie müssen Lügen aufdecken und Fakten von Fiktion trennen. Und es passiert auch etwas Positives in meinem Land: Seit November 2015 führen die Asociația Presei Independente (API) gemeinsam mit dem Independent Journalism Centre (IJC) und dem Verband unabhängiger Fernsehjournalisten in der Republik Moldau (ATVJI) die Medienkampagne „Stop Fals!“ gegen falsche und gelenkte Informationen durch. Menschen neigen dazu, Fehler zu machen, bewusst oder unbewusst. Wenn ich sage, dass ich Medien im Allgemeinen vertraue, heißt das eher, dass ich am Ende doch einem bestimmten Journalisten vertraue, der die Nachricht verfasst, einem anderen, der sie redaktionell bearbeitet, und einem dritten, der sie veröffentlicht.

Lilia Shutiaik (*1986, lebt in Tscherniwzi/Ukraine)

1. Ich denke, dass sich die Pressefreiheit in der Ukraine jetzt auf einem höheren Niveau befindet, als dies noch unter Präsident Leonid Kutschma (1994-2005) der Fall war. In den Medien gab es damals – vor allem 2001-04 – die sogenannten „Temnyky“, d.h. vertrauliche und detaillierte Anweisungen an die Chefredaktionen, wie über politische Ereignisse in der Ukraine berichtet werden sollte. Nach der Orangen Revolution und dem Maidan wurde die Presse freier. Gleichzeitig steht sie vor neuen Herausforderungen: frei zu sein und verantwortungsvoll zu handeln. Die Pressefreiheit ist also gegenwärtig auf einem relativ hohen Niveau – insbesondere in sozialen Netzwerken – und ich bewerte sie mit einer 7.

„Um sich vor Fake News zu schützen, muss man die Hauptquellen prüfen und hinterfragen.“

2. Leider gibt es in der Ukraine nicht so viele Medien, denen ich voll vertrauen kann. Die meisten von ihnen arbeiten nach bestimmten Standards, aber es ist ein großes Problem für Journalisten und Medien, Fakten zu überprüfen, vor allem wenn es um Informationen aus sozialen Netzwerken geht. Manchmal verbreiten selbst wichtige und einflussreiche Medien Fake News, ohne es selbst zu merken. Und wenn sie sie wieder löschen, wird darüber nicht berichtet. Ich lese täglich Ukrajinska prawda, um mich über das aktuelle Geschehen in der Ukraine zu informieren. Die Onlinezeitung gehört zu jenen Medien, denen die Menschen am stärksten vertrauen. Der Gründer der Webseite, der Journalist Georgi Gongadze, war im Jahr 2000 entführt und ermordet worden. Ich bin auch sehr häufig auf Facebook und denke, dass Social Media die Zukunftsmedien sind.
3. Ich glaube, dass Pressefreiheit und die Entwicklung der Zivilgesellschaft nicht voneinander zu trennen sind. Zum Glück können die Journalisten in der Ukraine in den letzten Jahren (nach dem Maidan) ihre Meinung frei äußern und müssen keine Angst mehr um ihr Leben haben. Diese Freiheit darf aber nicht Grenzen überschreiten, wie es manchmal in den sozialen Netzwerken geschieht.
4. In den frühen 2000er-Jahren begann ich als Korrespondentin für eine lokale Zeitung zu arbeiten. Ich hatte keinen eigenen Computer und ging immer in die Redaktion, um dort meine Texte abzutippen, die ich zuvor auf Zettel oder in einem Notizbuch niedergeschrieben hatte. Das ist heute schwer vorstellbar. Damals veröffentlichten Journalisten Informationen erst nach sorgfältiger Überprüfung. Daher vertrauten die Leser den traditionellen Medien eher als sie das heute gegenüber den Social Media tun. Heutzutage ist der Journalistenberuf aber ohne Facebook, Instagram, Twitter usw. nicht vorstellbar. Die Vorteile sozialer Netzwerke liegen auf der Hand: Man kann mit vielen verschiedenen Personen in Kontakt kommen und sich ständig über Ereignisse und Themen auf dem Laufenden halten. Für Journalisten ist effizientes Arbeiten sehr wichtig. Allerdings führt der übermäßige Konsum sozialer Netzwerke dazu, dass man analoge Kommunikationsfähigkeiten im wirklichen Leben verliert. Auch verursacht es Stress, permanent online zu sein, die Social-Media-Nachrichten zu verfolgen oder auf Fake News hereinzufallen, die sich in diesen Medien leicht verbreiten lassen. Ich glaube nicht an den Tod der Printmedien. Wenn sie sich weiterentwickeln und sich den Anforderungen des Marktes mit Onlineangeboten anpassen, werden sie weiterhin ihr Publikum haben.
5. Die Berichte über den vermeintlichen Mord an dem russischen Journalisten Arkadi Babtschenko in Kiew Ende Mai 2018 kann man im Grunde als eine unabsichtliche mediale Verbreitung einer Fake News bezeichnen. Allerdings ging der Fake vom ukrainischen Geheimdienst aus und eine Überprüfung des Ereignisses war zugegebenermaßen schwierig. Um sich vor Fake News zu schützen, muss man die Hauptquellen prüfen und hinterfragen. Ich vertraue insgesamt einigen wenigen Journalisten und diesen mehr als den Medien im Allgemeinen.



Maximilian Euteneuer (*1986, lebt in Wuppertal/Deutschland)

1. Für die Pressefreiheit in Deutschland gebe ich 8 von 10 Punkten. Einerseits zeichnet sich die Medienlandschaft durch eine große Anzahl und Vielfalt an Zeitungen, Radio- und Fernsehstationen aus. Der Staat ist nicht repressiv gegenüber der journalistischen Arbeit, wie es in einigen EU-Ländern aktuell der Fall ist. Andererseits wächst der wirtschaftliche Druck. Journalisten fehlt zum Teil die Zeit zur gründlichen Recherche und die freiberufliche journalistische Tätigkeit wird nicht immer sonderlich gut vergütet.
2. Normalerweise starte ich mit der Onlineausgabe der Süddeutschen Zeitung in den Tag. Wenn mich ein Thema besonders interessiert, vergleiche ich verschiedene Artikel miteinander, um mir einen Meinungsüberblick zu verschaffen. Darüber hinaus sehe ich mir gerne Dokumentationen an, vor allem auf ARTE, und höre Diskussionsrunden im Deutschlandfunk.
3. Medien sollte man als Spiegelbild der Zivilgesellschaft betrachten. In der heutigen Zeit muss man auch darüber diskutieren, inwiefern sich die etablierten Medien von Teilen der Gesellschaft in Deutschland (und anderswo) entfernt haben.
4. Ich nutze kaum Social Media, obwohl ich weiß, dass sie in der modernen Kommunikation eine wichtige Rolle spielen. Sie können tatsächlich eine Art Gegenöffentlichkeit schaffen, besonders in Ländern, in denen die Meinungs- und Pressefreiheit eingeschränkt ist. In westlichen Ländern untergraben die Social Media meiner Ansicht nach gegenwärtig eine ausgewogene Berichterstattung, weil sie vor allem für emotionale, irrationale und nicht selten beleidigende Meinungsäußerungen genutzt werden. Der Journalismus hat sich schon verändert. Seine Aufgabe sollte es sein, Informationen zu überprüfen und einzuordnen, anstatt sie nur zu verbreiten, was heutzutage häufig durch die Social Media passiert.
5. Lange Zeit bevor der Begriff „Fake News“ populär wurde, führte eine Lüge zum Krieg gegen den Irak. Die Behauptung, Saddam Hussein verfüge über Massenvernichtungswaffen, ist vielleicht die größte Fake-News-Story im 21. Jahrhundert. Im Zusammenhang mit nationalen und globalen Problemen in Medien und Politik tauchen starke Narrative auf, was manchmal dazu führen kann, dass auffällig einseitig berichtet wird oder es zu einer Art Kampagnenjournalismus kommt. Wenn mir die Berichterstattung zu einem bestimmten Thema zu einseitig erscheint, vertraue ich eher auf die Meinung eines einzelnen und mir bekannten Journalisten als den Medien im Allgemeinen.

„Aufgabe des Journalismus sollte es sein, Informationen zu überprüfen und einzuordnen, anstatt sie nur zu verbreiten, was heutzutage häufig durch die Social Media passiert.“



Yuliia Drahan (*1996, lebt in Tscherniwzi/Ukraine)

1. Von mir gibt es 7 Punkte, doch hängt es auch vom Medium ab. Das Fernsehen hat nur 4,5 Punkte verdient, da dort ein größerer Druck herrscht. Ich denke, dass es im Internet noch die größten Freiheiten gibt.
2. Ich lese die Nachrichten auf Radio Svoboda.
3. Presse- und Meinungsfreiheit sind für mich gleichbedeutend mit der zivilgesellschaftlichen Entwicklung.
4. Die Qualität der traditionellen Presse ist höher als die der Social Media, aber im Vergleich zu früher hat sie nachgelassen. Medienkonsumenten vertrauen eher dem Fernsehen, dem Radio und auch der Zeitung, da sie davon ausgehen, dass das, was gedruckt wurde, auch stimmen sollte – im Unterschied zum Internet. Ich selbst lese Nachrichten lieber im Internet, aber nur von bekannten Seiten, die einen guten Ruf haben.
5. Auf Fake News bin ich noch nicht hereingefallen, da ich nicht wirklich eine aktive Nachrichtenleserin bin. Ich interessiere mich mehr für den technischen Ablauf. Ich vertraue definitiv eher einzelnen Journalisten, da sie mir ihre Meinung durch verschiedene Perspektiven nahebringen können, im Unterschied zu Medien, die meistens eine klare Agenda haben und ihre Denkweise aufzwingen möchten.

„Die Qualität der traditionellen Presse ist höher als die der Social Media, aber im Vergleich zu früher hat sie nachgelassen.“

Georgeta Carasiucenco (*1995, lebt in Chişinău/Republik Moldau)

1. Ich bewerte die Pressefreiheit in der Republik Moldau mit 5 Punkten. Zu dieser Einschätzung bin ich gekommen, nachdem ich zwei Wochen lang arbeitslos gewesen war. In dieser Zeit musste ich erfahren, dass es zwar viele Medienunternehmen gibt, die meisten aber von Politikern bezahlt werden. Und natürlich beeinflussen diese Politiker die Arbeit der Journalisten. Ich habe jetzt eine Einrichtung gefunden, hinter der keine Politiker stehen.
2. Ich informiere mich über alle Kanäle, besonders aber über das Internet.
3. Leider nutzen die meisten Leute nur das Fernsehen, insbesondere den Sender eines umstrittenen moldauischen Geschäftsmannes und Politikers. Und die Leute hören auf das, was der Sender möchte, dass die Leute es hören. Unter solchen Bedingungen ist eine Entwicklung der Zivilgesellschaft schwierig.
4. Ich war für traditionelle Medien tätig, für eine Zeitung, und jetzt arbeite ich für eine Onlineseite. Für die Printpresse sieht es schlecht aus. Niemand kauft hier Zeitungen, wenn die Leute bereits für das Internet und das Fernsehen bezahlen sollen, um sich zu informieren. Der Markt für Social Media ist meiner Ansicht nach sehr interessant. Social Media entwickeln sich sehr schnell, aber die Leute verstehen nicht, welchem Angebot sie vertrauen können.
5. Ja, kürzlich bin ich auf eine Fake News hereingefallen. Es ging um einen Jugendlichen, der auf Instagram ein Video gepostet hatte und darin erzählte, dass sein Freund bei einem Unfall ums Leben gekommen war. Es war eine Lüge, ein schlechter Scherz. Ein Newsportal verbreitete jedoch die Information, ohne sie zu überprüfen. Ich begegne Nachrichten eher skeptisch und suche nach weiteren Informationen auf anderen Sites. Ich hinterfrage Quellen, Fakten und Aussagen. Ich vertraue eher auf die Meinung bestimmter Journalisten, aber auch nicht zu hundert Prozent, denn in einem armen Land kann ein Journalist auch korrupt sein.

„Für die Printpresse sieht es schlecht aus. Niemand kauft hier Zeitungen, wenn die Leute bereits für das Internet und das Fernsehen bezahlen sollen, um sich zu informieren.“

Astrid Probst (*1991, lebt in München/Deutschland)

1. Ich würde die Pressefreiheit in Deutschland mit 8 bis 9 Punkten bewerten. Die Verfassung garantiert und schützt die Pressefreiheit und bildet damit eine wichtige Basis. Jedoch beurteile ich die Vorfälle in der jüngsten Vergangenheit kritisch. So wurde z.B. im August 2018 ein Kamerteam, das im Auftrag des ZDF in Dresden am Rande einer Pegida-Demonstration filmen wollte, von der Polizei rund eine dreiviertel Stunde lang festgehalten, was als Angriff auf die Pressefreiheit gewertet werden kann. Für dieses umstrittene Vorgehen entschuldigte sich die Polizei.
2. Ich lese Wochen- und Monatszeitungen. Da ich keinen Fernseher besitze, schaue ich manchmal Nachrichten in den Mediatheken an. Aber meistens höre ich Podcasts, um mich auf dem Laufenden zu halten.
3. Pressefreiheit ist der Kern einer Zivilgesellschaft. Nur wenn Journalisten über die täglichen Ereignisse berichten und durch Medienvielfalt unterschiedliche Meinungen abgebildet werden, kann sich eine pluralistische Gesellschaft entwickeln.
4. Soziale Medien gelten als Herausforderung für traditionelle Medien, aber sie bieten auch neue Möglichkeiten und sollten nicht als Bedrohung wahrgenommen werden. Stattdessen können sich neue und traditionelle Medien ergänzen, z.B. können traditionelle Medien die sozialen Medien nutzen, um ihre Reichweite zu verbessern oder durch neue Kommunikationswege die Nutzer anders erreichen. Ich nutze gerne beide Medientypen, meist aber für unterschiedliche Bedürfnisse. Während z.B. Twitter für schnelle und einfache Informationen steht, bieten traditionelle Medien wie Tageszeitungen Hintergrundberichte und aussagekräftige Analysen zu bestimmten Ereignissen – die wiederum auf Twitter ange teasert und verbreitet werden können.

„Pressefreiheit ist der Kern einer Zivilgesellschaft.“



erreichen schnell eine große Öffentlichkeit. Doch aus diesem Grund sind die sozialen Medien auch die perfekte Plattform, um Fake News oder Propaganda zu verbreiten, da man nicht wenige Möglichkeiten hat, den Wahrheitsgehalt der Informationen zu überprüfen. Heutzutage entwickeln sich die sozialen Medien immer schneller. Sie werden in den nächsten Jahrzehnten zur wichtigsten Informationsquelle aufsteigen.

„Heutzutage entwickeln sich die sozialen Medien immer schneller. Sie werden in den nächsten Jahrzehnten zur wichtigsten Informationsquelle aufsteigen.“

5. Ich weiß nicht, ob ich jemals auf Fake News hereingefallen bin. Wie bereits erwähnt, nutze ich auch Social Media (wie Twitter), die eine niedrige Einstiegsschwelle haben und somit jeden in die Lage versetzen, Inhalte zu teilen und zu verbreiten. Ich denke, dessen sollte man sich bewusst sein, um Nachrichten auf Social-Media-Plattformen bewerten zu können. Daher schätze ich die traditionellen Medien und deren Onlineangebote mit ihren gründlich recherchierten Inhalten.

Oleksii Yakoviichuk

(*1997, lebt in Tscherniwzi/Ukraine)

1. Die Pressefreiheit in der Ukraine bewerte ich mit einer 5. Die Medien stehen unter Druck durch die Regierung und auch durch rechtsradikale Kräfte. Konstruktive Kritik an der Regierung gilt schon als Hochverrat und Journalisten, die diese Kritik äußern, werden als „Agenten des Kremls“ gebrandmarkt und beschuldigt, feindliche Propaganda zu verbreiten. Die wichtigsten Medien werden von Oligarchen kontrolliert, die sie für ihre eigenen Interessen nutzen.

2. Wenn ich mich über das Geschehen in der Ukraine informieren möchte, so greife ich immer zu verschiedenen Quellen, um Meinungen vergleichen zu können. Meistens nutze ich internationale Medien wie BBC, CNN oder Spiegel Online.

3. Ich denke, dass Pressefreiheit und Meinungsvielfalt die Basis für die Entwicklung einer kritikfähigen Zivilgesellschaft sind.

4. Eines der wichtigsten Merkmale des modernen Journalismus ist sein hohes Tempo. Hierbei sind die sozialen Medien klar im Vorteil. Informationen

5. Leider treten Fake News mittlerweile immer häufiger auf und sind ein Phänomen unserer Mediengesellschaft. Meiner Meinung nach können Fake News sowohl eine eindeutige Lüge sein, als auch eine absichtliche Verzerrung von Fakten und Kontexten. Aber nicht nur die Medien sind für Fake News verantwortlich. Auch staatliche Behörden sind dazu in der Lage, wie die Inszenierung einer vermeintlichen Ermordung des russischen Journalisten Arkadi Babtschenko durch den ukrainischen Geheimdienst zeigt.



Saskia Heller (*1988, Frankfurt an der Oder/Deutschland)

1. Deutschland gebe ich 8 Punkte. Im Allgemeinen haben wir Pressefreiheit. Auch können Journalistinnen und Journalisten nahezu alles publizieren, jedoch ist das auch themenabhängig. Hingegen kann investigativer Journalismus gefährlich werden, wenn man z.B. über radikale Szenen recherchiert. Darüber hinaus können deutsche Behörden durchaus den Zugang zu bestimmten Informationen einschränken oder erschweren, wobei das eigentlich nicht geschehen sollte.
2. Für deutsche und internationale Themen nutze ich häufig die Onlineseiten der überregionalen deutschen Zeitungen sowie den Deutschlandfunk, das regionale Geschehen in Berlin und Brandenburg verfolge ich über lokale Radiosender. Um mehr über den zeitgenössischen postsowjetischen Raum zu erfahren, folge ich einigen englischsprachigen Onlinemagazinen wie The Calvert Journal, Kajet Journal und Post Pravda Magazine oder deutschsprachigen Onlineprojekten wie dekode, Ost Journal, Novastan oder Ukraine verstehen.
3. Meiner Meinung nach gibt es eine Verbindung, denn eine starke Zivilgesellschaft kann man nur aufbauen, wenn die Pressefreiheit gesichert ist. Diese Sicherung sollte von einer demokratischen Regierung gewährleistet sein, jedoch wird auch dort die Pressefreiheit vereinzelt eingeschränkt. Je nachdem wie stark die Zivilgesellschaft sich bereits entwickelt hat, wird diese Wege finden, um frei die Meinung zu äußern und alternative Medien anzubieten.
4. Soziale Medien tragen dazu bei, dass mehr Nachrichten konsumiert werden können, da man unterschiedliche Seiten abonnieren bzw. ihnen folgen kann. Dadurch verringert sich aber auch unsere Aufmerksamkeitsspanne. Ich habe noch in guter Erinnerung, dass ich an der Schule gelernt habe, wie man eine Zeitung liest und dadurch bis heute die traditionellen Medien zu schätzen weiß. Auch wenn die Auflage der gedruckten Zeitungen stetig sinkt, ist es doch weiterhin ziemlich normal, sein

„Eine starke Zivilgesellschaft kann man nur aufbauen, wenn die Pressefreiheit gesichert ist.“

Liebblingsblatt online zu lesen. Ich schaue regelmäßig auf die Onlineseiten der Zeit und der Süddeutschen Zeitung und kaufe mir auch hin und wieder am Wochenende eine gedruckte Ausgabe oder wenn es eine Sonderausgabe zu einem bestimmten Thema gibt. Sehr wahrscheinlich werden die sozialen Medien immer stärker und die traditionellen Medien immer mehr verdrängt. Ich hoffe aber, dass wir zumindest in Deutschland an dieser Tradition der Papierausgaben festhalten werden.

5. Soweit ich weiß, bin ich noch nicht auf Fake News hereingefallen. Normalerweise informiere ich mich über die mir bekannten Medien. Wenn ich Zweifel habe oder bestimmte Informationen überprüfen möchte, schaue ich einfach in andere, insbesondere englischsprachige Zeitungen. Ich weiß nicht, ob man allen Medien vertrauen kann, aber es gibt natürlich einige Journalisten, die ich kenne und denen ich ohne Bedenken folgen kann (meistens Osteuropakorrespondenten).

Anja Schäfer (*1983, lebt in Berlin/Deutschland)

„Zeiten, in denen Informationen ohne Argumente als „Fake News“ deklariert werden können, stellen Journalisten vor große Herausforderungen.“

1. Die Pressefreiheit in Deutschland liegt nach meiner Wertung zwischen 8 und 9. Bei uns gibt es nach wie vor eine große Medienvielfalt. Ich denke jedoch, dass dieser Status quo zunehmend unter wirtschaftlichen und gesellschaftlichen bzw. politischen Druck gerät. Alarmierend finde ich beispielsweise die Behinderung eines ZDF-Journalistenteams durch die Polizei im August 2018 in Dresden und die nachlassende Akzeptanz aufgrund von „Fake News“-Deklarierungen durch Mitglieder bzw. Anhänger der AfD, Pegida und durch andere politische Gruppierungen. Zeiten, in

denen Informationen ohne Argumente als „Fake News“ deklariert werden können, stellen Journalisten vor große Herausforderungen.

2. Ich bin mit der Süddeutschen Zeitung, der Zeit und dem Spiegel sowie mit dem Deutschlandradio und der Tagesschau aufgewachsen. Heutzutage informiere ich mich größtenteils über die Printausgabe der Süddeutschen und das Deutschlandradio, hin und wieder über die Tagesschau und TV-Dokumentationen auf ARTE.
3. Ich denke, dass die Pressefreiheit für die Entwicklung der Zivilgesellschaft von grundlegender Bedeutung ist.
4. Positiv an den sozialen Medien ist die Möglichkeit, sich über nationale und soziale Grenzen zu bestimmten Themen zu äußern und auszutauschen. Ich informiere mich nach wie vor über die Printmedien und den Rundfunk. Für Hintergrundinformationen nutze ich Radiofeatures oder gut recherchierte Artikel und Dossiers. Solche Beiträge liefern in vielerlei Hinsicht komplexere Hintergrundinformationen und außerdem gefallen mir qualitativ hochwertige Recherchen und anspruchsvolle Texte. Bei den Onlinemedien habe ich den Eindruck, dass es ihnen vor allem darauf ankommt, schnell zu sein (oder am schnellsten). Diese konsumiere ich so gut wie gar nicht.
5. Ich kann nicht ausschließen, bereits auf „Fake News“ hereingefallen zu sein, doch erinnere ich mich an keinen Vorfall, der mir bewusst aufgefallen ist. Mein Eindruck ist, dass „Fake News“ vor allem über soziale Medien verbreitet werden. Ich vertraue meinen Informationsquellen (siehe Antwort 2.) weitestgehend und erwarte, falls es in Zukunft zu „Fake News“ darin kommen sollte, dass damit transparent und reflektiert umgegangen wird. Im Zweifel bleibt die persönliche Recherche über diverse Nachrichtenportale in der vielfältigen Medienlandschaft und je nach Thema zum Hintergrund.



Oksana Chorna (*1997, lebt in Tscherniwzi/Ukraine)

1. Die Pressefreiheit in der Ukraine bekommt von mir nur 6 von 10 Punkten auf der Skala, und zwar deshalb, weil Journalisten bei uns dann in Gefahr geraten können – wie im Fall des 2016 in Kiew ermordeten Pavel Sheremet –, wenn sie in ihren Recherchen ernste Themen anstoßen.
2. Ich lese täglich die Nachrichten auf *Ukrajinska prawda* und *hromadske.ua*. Die Artikel und Beiträge sind dort informativ und analytisch. Ich schaue auch häufig tagesaktuelle Sendungen der Deutschen Welle, wenn ich mich über interessante Entwicklungen in Europa informieren möchte. Manchmal lese ich Nachrichten auf Englisch, z.B. aus dem Guardian.
3. Ich bin der Meinung, dass die Presse- und Meinungsfreiheit für die Entwicklung der Zivilgesellschaft unerlässlich ist. Nur ein umfassend gut informierter Mensch ist in der Lage, auch etwas zu verändern.
4. Dass man sich schnell über Ereignisse informieren kann, ist der größte Vorteil der Social Media. Die traditionellen Medien wollen aber stattdessen nicht nur Fakten vermitteln, sondern bieten auch Hintergründe und Analysen. Daher ziehe ich diese Medien vor. Allerdings wird es nicht dabei bleiben. Jeder kann heutzutage Social-Media-Journalist sein. Daher glaube ich, dass durch die Konkurrenzsituation auch die Social Media zukünftig an Qualität gewinnen.

„Vor einigen Jahren bin ich auf Fake News des Senders eines ukrainischen Oligarchen hereingefallen.“

5. Vor einigen Jahren bin ich auf Fake News des Senders eines ukrainischen Oligarchen hereingefallen. Um das zu vermeiden, informiere ich mich jetzt nur noch über Medien, mit denen ich gute Erfahrungen gemacht habe. Es gibt heute viele Möglichkeiten, Informationsquellen zu überprüfen. Ich vertraue den Qualitätsmedien, da sie auch auf ihre Reputation achten müssen.

Iryna Kapush (*1997, lebt in Tscherniwzi/Ukraine)

1. Ich bewerte die Situation der Pressefreiheit in der Ukraine mit 6 Punkten. Ich habe noch nicht so viel journalistische Erfahrung und kenne nicht den Druck, dem Redakteure ausgesetzt sind. In der Ukraine gehören manche Medien einflussreichen Politikern und Oligarchen und es ist daher klar, dass die Nachrichten dort nicht objektiv sein können.
2. Ich informiere mich gewöhnlich durch Ukrajinska prawda, hromadske.ua und das ukrainische Programm der Deutschen Welle. Hier erfahre ich das Wichtigste über das politische Leben und über alle Ereignisse, Reformen und Veränderungen in der Ukraine. Darüber hinaus lese ich Interviews im Onlinejournal The Ukrainians sowie lokale Webseiten aus Tscherniwzi.
3. Pressefreiheit ist ein Schlüsselement für den Ausbau einer Zivilgesellschaft. Pressefreiheit fördert Meinungspluralismus, sie ermöglicht, dass Menschen unterschiedliche Standpunkte kennenlernen und selbst eigene Rückschlüsse daraus ziehen können. Darüber hinaus macht eine freie Presse wichtige Problemfelder in Politik, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft sichtbar.
4. Ich nutze beide Formate, bevorzuge aber gegenwärtig die traditionellen Medien. Ich lese z.B. nicht gerne lange Online-Artikel, aber für andere sind sie das passende Format. Traditionelle Medien können aber nur begrenzt Informationen wiedergeben und es wird für sie zunehmend schwerer, ein größeres Publikum zu erreichen. 100 neue Abonnenten oder Leser sind für die Social Media keine besonders hohe Zahl – für die Printpresse ist sie das schon. Social Media arbeiten hingegen nicht immer professionell und verbreiten oftmals ein buntes Sammelsurium an Meinungen. Ihre Vorteile liegen ganz klar auf der Kostenseite, der schnellen Verbreitung von Informationen und der technischen und grafischen Möglichkeiten. Die Druckpresse wird aber nicht sterben. Ich schätze es, von Zeit zu Zeit etwas auf Papier zu lesen und dabei einen Kaffee zu trinken. Die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften wird sich zwar verkleinern, aber für uns Leser wird diese Presse weiterhin ein wichtiges Medium für interessante und spezielle Berichte und Hintergrundinformationen bleiben.
5. Ja, für mich gab es vor einigen Monaten eine solche Situation, als ich für eine Webseite tätig war und Nachrichten postete. Wenn ein Journalist Fake News in Umlauf bringt, kann es dafür zwei Gründe geben: aus Versehen (Unaufmerksamkeit, Wissenslücken, faktische Fehler usw.) oder mit voller Absicht, verbunden mit einer bestimmten Intention. Journalisten spielen bei der Verbreitung von Fake News eine entscheidende Rolle und sie haben einen großen Einfluss auf die Medienkonsumenten. Dieses Verhalten ruiniert den Ruf des Journalismus in einem ganzen Land. Um mich vor Fake News zu schützen, lese ich erstens Medien, die einen guten Ruf haben und professionell gemacht sind. Zweitens achte ich darauf, wer bestimmte Ereignisse kommentiert.

„Pressefreiheit ist ein Schlüsselement für den Ausbau einer Zivilgesellschaft.“

Robert Schwaß (*1992, lebt in Frankfurt an der Oder/Deutschland)

1. Ich würde die Pressefreiheit in Deutschland mit 8 von 10 Punkten bewerten. Auf der einen Seite haben wir immer noch eine sehr vielfältige Medienlandschaft und eine starke Verfassung, in der die Pressefreiheit verankert ist. Das Pressegesetz schützt Journalisten und macht es nicht leicht, sie für ihre Arbeit vor Gericht zu bringen. Während meiner Zeit als Radiojournalist habe ich keine Einschränkungen erlebt, obwohl ich weiß, dass die freie Berichterstattung manchmal aus wirtschaftlichen oder anderen Gründen in engeren Grenzen verläuft.
2. Ich versuche mir morgens einen allgemeinen Überblick zu aktuellen Ereignissen zu verschaffen und schaue in die Süddeutsche, taz oder in die Märkische Oderzeitung (Frankfurt/Oder). Wenn ich Zeit habe, nutze ich noch die Tagesschau und BBC online. Ich höre Podcasts des Deutschlandfunks oder von anderen Anbietern, wenn ich an einem bestimmten Thema interessiert bin. Was aktuelle Ereignisse in Osteuropa betrifft, informiere ich mich vor allem online, lese beispielsweise n-ost oder The Calvert Journal oder auch die Facebook-Seite der Gesellschaft für deutsch-polnische Nachbarschaft Sądzi e.V.
3. Ich denke, dass die Entwicklung von Zivilgesellschaft und Meinungsfreiheit eng miteinander verbunden sind und beispielsweise Vereine oder gemeinnützige Organisationen eine starke und kritische Stimme sein können.
4. Ich bevorzuge traditionelle Medien, obwohl ich ziemlich viel online lese und einige Blogs auf Social-Media-Kanälen verfolge. Das hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass ich noch mit traditionellen Medien aufgewachsen bin, mich aber seit meiner Jugend an die sozialen Medien gewöhnt habe. Ich sehe bei den sozialen Medien einige Vorteile, z.B. können sie aktueller und schneller über Ereignisse informieren und in autokratischen Gesellschaften haben Menschen die Möglichkeit, über die sozialen Medien Nachrichten, die in den traditionellen Medien gar nicht auftauchen, schnell zu verbreiten. Auf der anderen Seite können Medienkonsumenten aufgrund der enormen Menge an Quellen, Nachrichten (und Fake News) in den sozialen Medien kaum noch überprüfen, was wahr und was falsch ist. Filterblasen können ebenfalls problematisch sein. Als Leser ist für mich das größte Problem in Zeiten von Social Media der Kommentarbereich. Nicht immer kann man sich diesem entziehen, oft ist es schwierig, dort sachlich zu bleiben.
5. Bis jetzt bin noch nicht auf Fake News hereingefallen oder es war mir nicht bewusst. Tatsächlich haben Journalisten eine große Verantwortung, wenn es um die Verbreitung von Fake News geht. Während ich über diese Frage nachdenke, erinnere ich mich an die sogenannte Wulff-Affäre. Der ehemalige Bundespräsident Christian Wulff musste nach Korruptionsvorwürfen zurücktreten. Trotz seines Fehlverhaltens war die Berichterstattung einiger Journalisten in diesem Fall sehr tendenziös und viele folgten der Bildzeitung. Das Beispiel zeigt, wie Medien den Ruf einer Person ruinieren können. Im Allgemeinen vertraue ich mehr den Medien als ganz bestimmten Journalisten. Wenn es um Radio und Fernsehen in Deutschland geht, ziehe ich die öffentlichen Sender den privaten vor.

„Ich bevorzuge traditionelle Medien, obwohl ich ziemlich viel online lese und einige Blogs auf Social-Media-Kanälen verfolge.“

MEDIEN IM WANDEL

Perspektiven aus Deutschland, der Ukraine
und der Republik Moldau



*In den 1960er-Jahren: dpa-Chefredaktion
am Fernschreiber. (Quelle: dpa)*

„SAGEN, WAS IST“

Ein Traumberuf zwischen Glanz und Krise

Das Internet-Zeitalter hat den Beruf des Journalisten einschneidend verändert. Doch die Ansprüche an Qualitätsjournalismus sind die gleichen geblieben: Gründliche Recherche, Abwägung von Fakten und eine gut lesbare Story sollen dazu beitragen, dass jeder sich seine Meinung bilden kann.



Aufgaben des kritischen Journalismus: Werbeanzeige des Spiegel. (Foto: Renate Nimtz-Köster)

Von **Renate Nimtz-Köster**

Wer? Was? Wann? Wo? Die „W-Fragen“ zu beantworten, war auch für mich die erste, grundlegende Aufgabe in einem Beruf, für den ich mich nach einem ausgedehnten Studium entschied. Sechs Jahre lang hatte ich Literatur und Sprachen, romanische und slawische, gepaukt und genossen. Dann mit Hilfe von Italienstipendien die Dissertation präsentiert. Uni-karriere oder Journalismus – das war die Frage, die sich stellte. Sie war damals, in den 1980er-Jahren, schnell beantwortet: Schon öfter hatte ich nebenbei für eine Hamburger Zeitung Theaterkritiken geschrieben. Bei der Zeitungslektüre fiel mein Blick nun auf eine Anzeige der Deutschen Presse-Agentur, kurz dpa: „Volontäre gesucht“. Ich stellte mich vor, gemeinsam mit sechs anderen, und bekam den Job – um den sich heutzutage hunderte von Nachwuchsjournalisten auf wenige Plätze bewerben. In Zeitungsannoncen werden sie längst nicht mehr gesucht. Die meisten Journalisten gehen heute nach abgeschlossenem Studium in Deutschland auf eine der renommierten Journalistenschulen, wo sie ihre praktische Ausbildung und damit Chancen für eine spätere Anstellung erhalten.

„Eil eil“ – das war und ist der Alarm für besonders wichtige Ereignisse. Also hinein ins lärmige Großraumbüro der dpa, die damals noch in Hamburg residierte, heute in Berlin ihren hypermodernen Newsroom hat. Nachrichten sam-

meln, die dpa-Korrespondenten und Mitarbeiter aus dem In- und Ausland rund um die Uhr schicken, sie verarbeiten und sie an Zeitungen, Hörfunk und Fernsehen weitergeben: Das war und ist die Aufgabe der Presseagenturen, dieser unparteiischen Schlüsselinstitutionen, die selten im Blickpunkt stehen, aber weltweit das Nervensystem der Medien darstellen.

Wer kennt sie nicht, die viel zitierten internationalen Quellen aller Neuigkeiten – Associated Press, UPI, Reuters, Agence France Press, TASS. UNIAN, eine private ukrainische Presseagentur mit Sitz in Kiew, hat einen eigenen Fernsehsender, der wiederum, über eine Mediengruppe, dem Oligarchen Kolomojski gehört. Die dpa gehört den Medien selber, von der kleinsten Lokalzeitung über große Presse-Verlage bis zum TV-Sender. Um die Majorisierung auszuschließen, kann jedoch kein Eigentümer mehr als 1,5 Prozent Stammkapital besitzen.

Im Großraumbüro der Presseagentur tickten einst die Fernschreiber, die Schreibmaschinen klackerten. Heute arbeiten Ressort- und Schichtleiter mit drei bis vier Computern gleichzeitig

Da saß ich also, frisch promoviert, vor der Schreibmaschine, um meinen allerersten dpa-Text zu Papier zu bringen: den Wetterbericht.

Ein Bleistift in Reichweite, um eventuell etwas zu skizzieren.

Die unerlässlichen Antworten auf die „W-Fragen“ hackte ich mit der Zeit für unterschiedliche Ressorts, für Politik, Kultur oder Wirtschaft, in die Tasten. Interessanter wurde es dann, wenn auch noch das „Warum“ und „Wie“ und „Woher“ erkundet werden mussten: Erst die insgesamt sieben W's machen aus der Meldung, wie die Nachricht im Medienjargon genannt wird, den detaillierten, längeren Bericht. Er fängt da an, wo die kurze Meldung aufhört. Jeder Journalist muss diese beiden „Basics“, wie man heute sagen würde, beherrschen. Ergänzt werden sie durch den vertiefenden „Korr-Bericht“, persönlich und weltweit vor Ort recherchiert, mit Namen und nicht nur mit Kürzel gezeichnet.

Das Geräusch der „Ticker“, nach dem englischen Wort „Newsticker“, mit dem pausenlos die Nachrichten per Fernschreiber zwischen den 1930er- und 1990er-Jahren eingingen, ist unvergessen wie das Geklacker der Schreibmaschinen.

Von unterwegs übermittelten Redakteure ihre Stories damals auch noch per Faxgerät: Ein Artikel über eine Algenplage in den norwegischen Fjorden, den ich nach dem Hubschrauberflug übers Wasser per Hand in den Block geschrieben hatte, sendete mir dann ein freundlicher Portier eines nahen norwegischen Hotels nach Hamburg. Per Telefon wurden eilige Texte in die Zentrale geschickt, die stenografiert und ausgeschrieben wurden. Telefonzellen, die es damals noch an jeder Ecke gab, waren bei Kongressen und anderen Veranstaltungen oft heiß umkämpfte Plätze.

Schnelligkeit war im Nachrichtengeschäft schon immer die Devise, bei den Agenturen herrschte ein ständiges Wettrennen: Welche Agentur hat zuerst Chruschtschows Tod oder das schwere Eisenbahnunglück in Süddeutschland, das Erdbeben in Norditalien, über das ich vor Ort berichtete, vermeldet? Da ging es um Minuten, ja Sekunden, wenn in der täglichen dpa-Konferenz verglichen, kritisiert oder gelobt wurde. Aber auch die Korrektheit und Qualität der Berichterstattung waren natürlich Kriterien.

Allmählich machten sich dann neue Apparaturen auf den Schreibtischen breit: Das Computer-Zeitalter brach an – erst einmal gab es nur einen Rechner für jede Abteilung, vor dem die Ressortleiter thronen, in den 1980er-Jahren bekam dann jeder Redakteur seinen eigenen

Computer. Heute sind es bei dpa drei, vier Computer, an denen die Ressort- und Schichtleiter gleichzeitig arbeiten.

Unaufhaltsam führte der Weg von der analogen in die digitale Medienwelt, da war ich nach sieben Jahren dpa schon zum Spiegel gewechselt, in die Wissenschaftsredaktion. In kleinen Gruppen wurden dort die Redakteure am Bildschirm geschult. Die Umstellung vom Analogen aufs Digitale fiel schwer, die Trennung von den elektrischen Schreibmaschinen ebenso, noch lange standen sie in den Denkkzellen, den schmalen Einzelzimmern mit Hafenausblick im 13-stöckigen Spiegel-Haus und wurden doch immer mal wieder benutzt.

Die neue kulturelle und mediale Revolution erreichte mit Computer und Smartphone rasend schnell praktisch jeden Erdenbewohner

Eine gänzlich neue Ära brach dann mit dem Internet an, das sich aus dem 1989 geborenen World Wide Web entwickelte. Einige hundert Jahre hatte es gebraucht, bis im 15. Jahrhundert die Erfindung des Buchdrucks und seine Produkte, Bücher, Flugblätter, Magazine, bis in den letzten Winkel des Planeten vorgedrungen waren. Rasend schnell, in nur wenigen Jahren, erreichte nun die neue kulturelle und mediale Revolution mit Computer und Smartphone praktisch jeden Erdenbewohner.

Wie wäre in den Anfangszeiten je eine Spiegel-Ausgabe ohne die Experten der EDV-Abteilung (Elektronische Datenverarbeitung) und ihre telefonische Hotline zustande gekommen? Verzweifelte Redakteure und Redakteurinnen riefen um Hilfe: Der Kopf qualmte, der Text musste abgeliefert werden – und stürzte mittendrin ab. Oft konnte das mühsam Erarbeitete technisch gerettet werden, manchmal musste Absatz für Absatz aus der Erinnerung restauriert werden.

Den geplanten Artikel zu recherchieren, zu schreiben und vom begleitenden Fotografen bebildern zu lassen, das war die klassische Aufgabe gewesen. Natürlich entstanden in Alltagsarbeit auch am Schreibtisch viele Texte, für die Reportage wurde aber vor Ort aus eigener Anschauung recherchiert. Für die Wissenschaftsredaktion



Recherche im Operationssaal. (Foto: Monika Zucht)

mit ihrem breiten Spektrum von Quantenphysik bis Umwelt gab es da viele besondere Plätze und Begegnungen: Ob im Operationssaal deutscher Kliniken und in Forschungsinstituten, im kanadischen Eis, wo Meeresbiologen gegen das Abschachten junger Robben protestierten, oder im russischen Wald bei Twer, wo Experten junge verwaiste Bären aufzogen.

Dass dies hochinteressante, aber keine Vergnügsreisen waren, versteht sich: Voraus ging die gründliche Vorbereitung aufs Thema, Kontakte mit den Experten vor Ort, Arbeit auch übers Wochenende. Zurück am Hamburger Schreibtisch galt es dann, den Berg an gesammelten Informationen zu einer gut lesbaren, spannenden, dabei korrekten Story zusammenzufügen. Die wiederum wurde dann von den fachkundigen Kollegen des Archivs, später Dokumentation genannt, akribisch auf Richtigkeit geprüft. Die „fact checker“, wie sie mit internationalem Begriff heute heißen, können dabei zurückgreifen auf eines der größten Zeitungsarchive der Welt. Was 1947 mit Zeitungsausschnitten in Kästchen begann, entwickelte sich seit 1990 zur Datenbank, auf die jeder Spiegel-Redakteur, ob in Peking, Ber-



Recherche zu Bärenprojekt in Russland. (Foto: Monika Zucht)

lin oder New York, von seinem Arbeitsplatz aus zugreifen kann. Im Zweifelsfall besser verzichten, als eine unrichtige Nachricht schreiben: Das war die Devise von Rudolf Augstein, der 1947 als junger Mann sein politisch unabhängiges, kritisches Nachrichtenmagazin gegründet hatte. Es sollte sich zum erfolgreichsten Europas entwickeln.

„Richtig informieren, heißt auch schon verändern.“

Als Tochter des gedruckten Magazins wurde 1994 Spiegel Online gegründet. SPON ist die führende Nachrichten-Site im deutschsprachigen Internet, mit einem 130-köpfigen Redaktionsteam, das rund um die Uhr Nachrichten, Analysen, Interviews, Kommentare und Fotos liefert – kostenlos abrufbar im WWW, auf Smartphones und Tablets.

Dass computergestützte Recherche die klassische Recherche nicht verdrängt, sondern ergänzt hat, zeigte die bisher größte internationale Studie über „Journalistische Recherche im Internet“. Das Telefon ist nach wie vor das wichtigste Recherchemittel. Insbesondere Google dominierte bei der Ermittlung von zusätzlichen Quellen und hatte damit einen entscheidenden Einfluss auf den gesamten Rechercheverlauf. Die hohe Konzentration auf wenige ausgewählte Internetangebote ergab jedoch eine „nur mittelmäßige Suchmaschinenkompetenz der Journalisten“.

Das Internet-Zeitalter hat die Arbeitsweise der Journalisten grundlegend verändert, die Beanspruchung ist gewachsen

Einschneidend und für immer haben die Möglichkeiten des Internets und die sozialen Netzwerke die Arbeit der Journalisten verändert. Nicht nur ihren Artikel zu recherchieren und zu schreiben, sondern ein Vielfaches haben heute die Mitarbeiter von Zeitungen, Magazinen, Online-Medien oder Rundfunk zusätzlich zu erledigen. „Integrierte Arbeit“ leisten viele Zeitungs- und Magazinredaktionen: Sie sind tätig für die gedruckte Ausgabe und für ein digitales Produkt, etwa fürs iPad, auch mit Live-Blogs, ständig aktualisierten Artikeln auf der Webseite oder mit Tweets und Links auf Facebook. Und die Erreichbarkeit jedes Autors per E-Mail für den Leser oder Hörer, der Fragen, Kritik, Lob und manchmal auch Shitstorms loswerden will, ist oft vorausgesetzt.

Dass diese Beanspruchung auch Jüngeren nicht immer leichtfällt, liegt nahe. Agentur-Journalisten haben in Einzelfällen ihre Arbeitszeit freiwillig auf 80 Prozent reduziert.

Viele Leser sind trotz des Strukturwandels immer noch Bewohner zweier Welten, der analogen und der digitalen. Die so oft schon totgesagten Zeitungen haben zwar Leser und Anzeigen verloren, auch die Auflage des gedruckten Spiegel hat ihre stolze Höhe von einstmals einer Million eingebüßt. Dennoch: Zeitungen und Magazine leben immer noch. Sie haben den Vorteil, wichtige Informationen zu sammeln, die in kurzer Zeit zu lesen sind, gebündelt und gewichtet, papierene Seiten, die anzufassen, auszureißen, gefaltet in die Tasche zu stecken sind.

Qualitätsjournalismus kostet Zeit und Geld. Doch die wenigsten Online-Leser sind bereit, für einen Artikel 99 Cent zu bezahlen. Für den Cappuccino sind sie bereit, drei Euro zu geben

Dass Journalismus kostet, ist andererseits für viele Leser schwer zu begreifen, nachdem sie Nachrichten im Netz von Anfang an gratis angeboten bekamen. Ein Fehler der Verleger, der nur schwer wiedergutzumachen ist. Die wenigsten Leser wollen für einen Artikel 99 Cent bezahlen, für den Cappuccino sind sie bereit, drei Euro zu geben.

Eine Krise der professionellen Presse hat auch der Versuch von Populisten in Gang gebracht, die Medien als „von oben gelenkte“ und „Lügenpresse“ in Verruf zu bringen. Ob die in Putins Trollfabriken erfundenen Verleumdungen oder Trumps Versuche, missliebige Medien als Produzenten von „Fake News“ abzuqualifizieren – da hilft nur unbeirrt informieren, akribisch mit Fakten umgehen, sachlich erklären, einordnen, meint das tägliche Deutschlandfunk-Medienmagazin „mediasres“, auch in Form von Meinungsbeiträgen und Kolumnen: „Wir belehren unsere Hörer, Zuschauer, Leser und User aber nicht – warum sollten wir auch?“ Guter Journalismus soll befähigen, sich eine eigene Meinung zu bilden.

Die kritische, sachliche Berichterstattung, Wunsch und Ziel engagierter und ehrgeiziger Journalisten, muss sich trotz ökonomischer und inhaltlicher Krisen weiterhin an denselben Maßstäben orientieren. Gründliche Recherche und die Verarbeitung verlässlicher Informationen,



Gespräch mit der neuen Polizei in Kiew 2016. (Foto: Monika Zucht)

Fundament des Qualitätsjournalismus, kosten Zeit und Geld. „Sagen, was ist“ – das klingt ganz einfach: Das im Eingangshof des Spiegel-Hochhauses zu lesende Zitat von Augstein, der sein Blatt dem investigativen Journalismus verschrieb, zielt aber auf eine wichtige Funktion. Gemeint ist, was Augstein weiter erklärte: „In erster Linie soll informiert werden, aber richtig informieren, heißt auch schon verändern.“ Damit wird die Bedeutung von Qualitätsjournalismus für die Demokratie deutlich. Bis heute konnten nach dieser Devise immer wieder Affären und Skandale enthüllt werden, mit einschneidenden politischen und wirtschaftlichen Konsequenzen, mit Rückendeckung des Verlages. Wie es dem Journalisten andernorts ergehen kann, wenn er den nicht hinter sich hat, zeigt eine russische Redensart: „Ein unabhängiger Journalist ist ein arbeitsloser Journalist.“

Wie können Medien frei und ungehindert jene Themen recherchieren, aufbereiten und präsentieren, die sie für wichtig halten? Wo ist die Pressefreiheit aus politischen wie aus ökonomischen Gründen in Gefahr? Dafür ist unter anderem die Nichtregierungsorganisation „Reporter ohne

Grenzen“ (Reporters Without Borders) international aktiv.

In der Ukraine hat sich die Lage für Journalisten seit der Maidan-Revolution verbessert – auch wenn es bei der Schlüsselreform Korruptionsbekämpfung stockt. „Die Zahl der investigativen Recherchen, die wir in den letzten Jahren beobachten können, ist immens gestiegen, das alles hat es in den vielen Jahren davor nicht gegeben“, berichtete beispielsweise Pawlo Kolotwin, der als Online-Journalist in Odessa arbeitet, dem Deutschlandfunk. „Es wurden viele Instrumente für Journalisten, für Bürgeraktivisten geschaffen, damit sie recherchieren können.“

**„Leute, wollt ihr nicht wissen, was in den besetzten Gebieten passiert?
Nur, wenn ich da war, kann ich wissen, wie es dort ist.“**

Aber es gibt nach wie vor Probleme, etwa bei der Berichterstattung über Russland und die Annexion der Krim, kritisieren Kolotwin und



Ukrainisch-rumänischer Medienworkshop 2016 in Tscherniwzi.
(Foto: Renate Nimtz-Köster)

Kollegen. Schnell werden Journalisten von ukrainischen Sicherheitsbehörden und nationalistischen Organisationen des Staatsverrats bezichtigt – oder einer russlandfreundlichen Berichterstattung. „Ich frage jedes Mal: Leute, wollt ihr nicht wissen, was in den besetzten Gebieten passiert? Nur, wenn ich da war“, sagt die Radio- und Online-Journalistin Iryna Romaliiska, „kann ich wissen, wie es dort ist. Auf die Krim kann man aber nicht ohne Akkreditierung des russischen Außenministeriums reisen. Wenn ich die aber

habe, bin ich für die ukrainische Seite sofort verdächtig, die Russen zu unterstützen.“

„Was ist Pressefreiheit?“, „Pressefreiheit, warum?“, Reichlich Talente, Willen und Wunsch nach freier Gestaltung in einer neuen Gesellschaft fand ich seit 2014 persönlich bei meinen Reisen in die Ukraine: Lebhaft und kontrovers ging es auf den Workshops über Kultur, Politik, Zivilgesellschaft und freie Medien in der Bukowina zu. Über die gemeinsame Medien-Arbeit hinaus schuf 2016 der erste nachbarschaftliche Austausch zwischen Studenten und Gymnasiasten dies- und jenseits der ukrainisch-rumänischen Grenze eine Vernetzung: Die Teilnehmer aus den beiden Ländern kamen mühelos zusammen, trennten sich freundschaftlich.

Im rumänischen Cluj/Kolozsvar/Klausenburg hatte ich zuvor sechs Jahre lang an der Universität Journalismus unterrichtet. In Osteuropa, das in einer neuen Aufbauphase stand, wollte ich nach langen Jahren als Journalistin meine Kenntnisse weiterreichen. So gelangte ich schließlich, nach einer ersten Studienreise in die Westukraine, an die Universität von Tscherniwzi/Czernowitz, in den folgenden Jahren auch in die Hauptstadt Kiew.

„Die ganze Misere unserer Geschichte beruhte immer darauf, dass wir den Osten zu wenig kannten“, mahnte einmal der berühmte Schriftsteller und Übersetzer aus dem Polnischen und Russischen Karl Dedecius seine deutschen Landsleute. Dedecius verstand sich aufgrund seines Berufes zeitlebens als Mittler zwischen Ost und West. Der Blick von Westen nach Osten wie auch von Osten nach Westen kann zu einem breiteren Verständnis und friedlichen Europa beitragen.

Zur Autorin: Renate Nimtz-Köster war sechs Jahre für die dpa und 27 Jahre als Wissenschaftsredakteurin für den Spiegel tätig. Sie ist heute freiberufliche Journalistin und lebt in Hamburg.

FACEBOOK, INSTAGRAM UND CO.

Wie soziale Medien den Journalismus in der Ukraine verändern und ein neues Genre entsteht

Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient! Lässt sich diese zugegeben vereinfachende, aber bisweilen durchaus zutreffende Kurzanalyse auch auf die Medien übertragen? In der Ukraine hat sich die Beziehung zwischen Medien und Gesellschaft seit einigen Jahren gewandelt. Die sozialen Medien spielen dabei eine entscheidende Rolle. Doch auch der Longform-Journalismus findet sein Publikum.

Von **Lilia Shutiak**

Der Wandel war 2004 während der Orangen Revolution und vor allem 2013/14 während des Euromaidan spürbar. Es war eine Zeit, in der Journalisten keine Furcht mehr davor hatten, ihrem Beruf nachzugehen. Sie überwandten redaktionelle Richtlinien und sorgten sich nicht um die politischen Ansichten der mächtigen Besitzer ukrainischer Massenmedien. Viele gaben auch ihre Anstellung auf, weil sie nicht mehr bereit waren, in und mit dem alten System zu arbeiten. In einer Zeit, in der die sozialen Medien und Netzwerke sich immer stärker verbreiteten, boten sich ihnen auch neue Chancen – und gleichzeitig änderten auch die traditionellen Medien ihre Strategien.

Im Kreis von Journalistinnen und Journalisten wird manchmal darüber spekuliert, was wohl 2004 passiert wäre, wenn es Facebook in der Ukraine schon gegeben hätte. Die sozialen Medien eröffneten ganz neue Möglichkeiten der freien Meinungsäußerung und viele Medienschaffende nahmen die damit verbundenen Herausforderungen an. Gleichzeitig wurden auch die Unterschiede zu den traditionellen Medien schnell sichtbar. Wenn man auf den gesamten ukrainischen Journalismus blickt, lässt sich festhalten, dass nachprüfbar Fakten durchaus eine wichtige Rolle spielen. Hingegen herrscht in den sozialen Netzwerken ein Journalismus von Deutungen und kurzen Erklärungen vor. Hier kann und darf jeder und jede schreiben, was ihm oder ihr gerade in den Sinn kommt.

Die sozialen Netzwerke haben sich leider auch zu einem Instrument entwickelt, mit dem sich Falschinformationen („Fake News“) rasend schnell verbreiten lassen und Massen manipuliert werden können. Ein Beispiel dafür ist die Geschichte über einen angeblich gekreuzigten Jungen in Slowjansk, über die am 12. und 13. Juli 2014 auf dem Ersten Kanal (Perwy kanal) des russischen Fernsehens berichtet wurde. Das angeblich von ukrainischen Soldaten verübte Verbrechen stellte sich als Fehlinformation heraus, wurde aber in den sozialen Netzwerken vielfach geteilt und fand dann weltweit Beachtung, nachdem es in der fünften Episode („Die üblichen Verdächtigen“) der siebten Staffel der US-Fernsehserie Homeland thematisiert wurde. Um Propaganda und Manipulationen aufzudecken, gründeten Studierende und Absolventen der „Mohyla Journalismus-Schule“ und des Programms „Digitale Zukunft des Journalismus“ an der Kiewer-Mohyla-Akademie daher die Plattform Stopfake.org, die mittlerweile in 13 Sprachen verfügbar ist.

Soziale Netzwerke verändern die Medienlandschaft in der Ukraine

Soziale Netzwerke haben die Informationsbeschaffung und -vermittlung grundlegend verändert. Heute wird in einem Großteil der Nachrichten in den ukrainischen Medien auch auf Facebook als Quelle zurückgegriffen. Die Webseiten von Politikern und Personen des öffentlichen



Einsatz gegen Fake News in den Medien: deutschsprachige Version der ukrainischen Plattform Stopfake.org

Lebens werden als ausreichend zuverlässig angesehen und Inhalte daraus ungeprüft zitiert. Dies ist eines der Hauptprobleme des gegenwärtigen Journalismus in der Ukraine. Sein Zustand wird zwar ständig kritisiert, aber es ändert sich kaum etwas.

Der Einfluss sozialer Netzwerke auf den Journalismus kann nicht überschätzt werden, was auch der starke Wandel der Medienlandschaft belegt. In den letzten Jahren haben die traditionellen Medien viel Publikum eingebüßt, vor allem Printmedien und Radio (minus 25 Prozent bzw. 20 Prozent). Das Fernsehen ist nach wie vor die wichtigste Nachrichtenquelle für Ukrainer (ab 40 Jahren), hat aber im vergangenen Jahr an Nutzerzahlen etwas verloren, auch wenn der Konsum weiterhin sehr hoch ist (von 85 auf 82 Prozent gefallen).

Laut einer Analyse des Meinungsforschungsinstituts InMind (im Auftrag der internationalen Nichtregierungsorganisation Internews) nutzen Ukrainer zunehmend das Internet als Hauptinformationsquelle. Der Anteil der ukrainischen Internetnutzer ist seit 2015 um weitere 12 Prozent gestiegen. 82 Prozent der Ukrainer sind jetzt online. Die wachsende Bedeutung des Internets und der digitalen Medien wirkt sich unmittelbar auf den Medien- und Nachrichtenkonsum aus. Soziale Netzwerke werden stärker genutzt

(plus 8 Prozent) und Nachrichtenseiten häufiger angeklickt (plus 6 Prozent). Nachdem bei jugendlichen Nutzern und jungen Erwachsenen – den sogenannten digital natives – kaum noch höhere Nutzerzahlen zu erreichen sind, ist nun auch in anderen Altersgruppen der Konsum von Online-Medien stark angestiegen, insbesondere bei den 46- bis 65-Jährigen.

In der Ukraine legte Facebook ab Mitte Mai 2017 besonders stark zu (um 40 Prozent), nachdem einige russische Kontaktnetzwerke wie mail.ru, vk.com, ok.ru und yandex.ru, die zuvor von Ukrainern häufig genutzt worden waren, blockiert wurden. Gegenwärtig liegt die Zahl der erwachsenen Facebook-Nutzer in der Ukraine bei über zwölf Millionen. Die meisten ukrainischen Medien verfügen über eine eigene Facebook-Seite. Abhängig von der Größe des Mediums und seiner finanziellen Ressourcen sind diese Seiten professionell gestaltet und werden aktiv gepflegt (z.B. Ukrajinska prawda, The Village Ukrajina, The Day) oder sie erscheinen in ihrer Aufmachung etwas formeller. Dies gilt – bezogen auf die Region unseres Projekts MEDIA BEYOND FRONTIERS – für die Facebook-Auftritte von Telekanal Tscherniwzi und der Zeitung Tscherniwzi.

Das in den letzten Jahren global erfolgreiche soziale Netzwerk Instagram (seit Juni 2018 monatlich über eine Milliarde aktive Nutzer) genießt in der Ukraine – auch in einem weltweiten Maßstab gesehen – eine besonders hohe Popularität. Live-Übertragungen oder die Möglichkeit, eigene Stories zu verfassen, sind nur zwei Gründe für die Beliebtheit dieses Mediums, das auch für ukrainische Journalisten immer attraktiver wird, da man mit Inhalten experimentieren kann, neue Wege der Informationsverbreitung findet und die Plattform auch als Publikationsort für Fotos, Videos und Reportagen entdeckt hat.

Im Unterschied zu Facebook, Telegram und weiteren Instant Messengern gilt Instagram eher als ein „privates“ Netzwerk, das nicht auf den Austausch und die Übermittlung großer Textmengen abzielt, sondern über die Visualisierung (z.B. eines bestimmten Ereignisses) eine Atmosphäre schafft, die einen Nachrichtenwert darstellen kann. Dies spielt im modernen und digitalen Journalismus eine wesentliche Rolle.

Der Wandel der Mediennutzung hat auch dazu geführt, dass die Konsumenten den Medien mehr Vertrauen schenken, da sie nachvollzie-

hen können, wer genau sie informiert. Heutzutage hat jeder Zugang zu den Informationen über die Eigentümer der größten ukrainischen Medienunternehmen, über ihre politischen und wirtschaftlichen Interessen. Diese Möglichkeit der Nachprüfbarkeit ist auch Teil der Medienkompetenz eines jeden Einzelnen. Sie wurde auch durch den Umgang mit und in den sozialen Netzwerken erworben. Die ukrainischen Nutzer können nun selbstständig Fakten überprüfen und benötigen dazu nicht mehr ein Medienprodukt, dem sie diese Informationen entnehmen müssten. Medien bleiben aber eine wichtige Quelle für einen Qualitätsjournalismus, der meinungsbildend ist, Ereignisse aus vielen Blickwinkeln recherchiert, bewertet und professionell kommentiert.

Es gibt auch die Tendenz, dass die Marke der „Journalisten“ die des „Mediums“ verdrängt. Beispielsweise gründete der prominente TV-Moderator Roman Skrypin, nachdem er 2016 unter skandalösen Begleitumständen den Sender Hromadske.TV verlassen hatte, kurzerhand seinen eigenen Kanal. Mehrere Redakteure seines ehemaligen Teams unterstützen ihn dabei und haben sich dem neuen Projekt angeschlossen. Dank der sozialen Netzwerke entwickeln sich Journalisten zu Medienstars, denen ein großes Publikum vertraut. Sie müssen jetzt damit umgehen, dieses Vertrauen zu rechtfertigen, doch bleiben journalistische Standards bisweilen auf der Strecke.

Die Medien in der Ukraine stehen vor vielen Herausforderungen

Im ukrainischen Journalismus gibt es aus meiner Sicht gegenwärtig folgende Problemfelder:

1. Redakteure stehen unter dem Einfluss der Medieneigentümer und werden durch die derzeitige ukrainische Gesetzeslage nicht ausreichend geschützt.
2. Bezahlter Journalismus ist immer noch ein sehr großes Problem in der ukrainischen Medienlandschaft und diese Entwicklung nimmt weiter zu. In den vergangenen fünf Jahren lag der Anteil bezahlter und bestellter Artikel in den Online-Medien (z.B. obozrevatel.com und strana.ua) auf dem höchsten Niveau. Da Jour-

nalismus in den ukrainischen Schulen nicht als Pflichtfach unterrichtet wird, fehlt vielen Mediennutzern die Kompetenz, Merkmale bezahlter Artikel zu erkennen.

3. Es gibt kaum einen kritischen Austausch unter den Journalisten. Die meisten arbeiten in ihrer Redaktion und Stadt und kennen das Umfeld, über das sie berichten, sehr gut. Das Selbstbewusstsein der Journalisten, das sie für ihre Tätigkeit brauchen, macht sie gegenüber Kritik verschlossen, insbesondere dann, wenn diese von Berufskollegen geäußert wird.
4. Das Verhältnis von Bloggern und Journalisten ist gestört. Blogger haben häufig ein großes und treues Publikum. Sie können relativ einfach Informationen verbreiten, die jedoch oftmals sehr subjektiv sind und nicht den journalistischen Standards entsprechen.
5. Durch russische Propaganda werden ukrainische Medien häufig diskreditiert.
6. Ukrainische Journalisten können und wollen sich häufig nicht mit komplexen Themen auseinandersetzen. Zum einen fehlt es an der Finanzierung durch die Redaktion oder den Eigentümer, zum anderen mangelt es an Personal, um beispielsweise Recherchen über einen längeren Zeitraum und an einem anderen Ort durchzuführen.
7. Die Medien sollten Produkte entwickeln, die sich durch Qualität auszeichnen und den Journalisten neue Anreize bieten. Viele Redakteure schreiben ihre Nachrichten auf der Basis von Facebook-Beiträgen. Es ist einfacher für sie, einen Kommentar aus Facebook zu übernehmen, als selbst nach einer Quelle zu suchen und diese zu befragen.

Ein neues Genre: die literarische Reportage

Interessanterweise gibt es im Zeitalter des Hochgeschwindigkeitsjournalismus auch eine Gegenbewegung. In den letzten Jahren veränderte sich die Genrevielfalt in den ukrainischen Medien. Die Verlage schenken vor allem Autorinnen und Autoren mehr Beachtung sowie der Kolumne und Reportage. Die wichtigsten ukraini-



Die Sammelbände von *Veni, vidi, scripsi* machen die literarische Reportage in der Ukraine populär. (Foto: Lilia Shutiaik)

schen Medien haben dazu einzelne Rubriken auf ihren Webseiten eingerichtet, z.B. *Ukrajinska prawda*, *Sbrutsch*, *Krajina*, *Gaseta po-ukrajinsky* oder *Ukrajinskyj tyschden*. Diese Genres bieten für die Journalisten eine große Spielwiese, denn alles, was beobachtet wird und interessant erscheint, kann zu einem Thema werden. Ich selbst schrieb einmal eine Kolumne für die Webseite *Insider* mit dem Titel „Angst vor Zuwanderern aus dem Donbass“. Die Idee entstand nach Gesprächen mit Bewohnern eines Lemberger Hostels, wo ich ein paar Tage verbracht hatte. Auch ein anderer Aufenthalt, diesmal in der ungarischen Hauptstadt, animierte mich dazu, eine Kolumne zum Thema „Obdachlose, Studierende und Ukrainer in Budapest“ zu schreiben.

Dieser Longform-Journalismus, der sich seit 2012 in der Ukraine etabliert hat, setzt – im Gegensatz zu den Kurznachrichten – auf lange Leseformate. Beispielhaft sind die Reportage-Interviews auf der Webseite *The Ukrainians* oder längere Berichte auf *TSN* (Fernsehnachrichtendienst). Ein Hauptgenre des Longform-Journalismus ist die literarische Reportage – eine hybride Form an der Grenze zwischen Journalismus und Literatur, die Stilmittel von beidem beinhaltet und wo Faktisches mit kleinen fiktiona-

len Sequenzen zusammenkommt. Noch ist sie nicht so häufig in den traditionellen Massenmedien anzutreffen, wofür es mehrere Gründe gibt: Der Umfang von literarischen Reportagen kann unterschiedlich groß sein, aber meistens erstrecken sie sich über mehrere Seiten, weswegen sie nicht immer in das Format eines Massenmediums passen. Außerdem beanspruchen die Vorbereitungen und das Niederschreiben der Reportage viel Zeit, was gewissermaßen einen Luxus darstellt, angesichts der sonstigen tagesaktuellen Berichterstattung. Hohes Tempo ist Teil des Mediengeschäftes und eine Nachricht verliert dann an Spannung, wenn sie nicht mehr aktuell ist. Das Internet verschärfte dieses Tempo der journalistischen Tätigkeit und verlagerte sie auf eine andere Ebene. Alle, die sich mit dem Journalismus beruflich beschäftigen, wetteifern auch darum, wer am schnellsten ist.

Doch die literarische Reportage bahnt sich ihren Weg zum Publikum. Im Internet und speziell auf Blogs hat sie ihre Plattform, aber auch in der Qualitätspresse wie in der *Gaseta po-ukrajinsky* oder in den Zeitschriften *Krajina*, *Mandry* und *Ukrajinskyj tyschden*.

2013 stiftete der Tempora Verlag den Wettbewerb „*Samowydez*“ für literarische Reportagen, der dieses Genre populär machte. Die Jury erhielt 44 Reportagen, zehn von ihnen wurden im Buch *„Veni, vidi, scripsi – Die Welt aus der Sicht der ukrainischen Reportage“* veröffentlicht. Seitdem erscheinen die preisgekrönten Texte sowie Themensammlungen in eigenen Bänden. Zurzeit gibt es sechs Sammelbände und drei Bücher von Preisträgern (Oleg Kryschtopa: „*Ukraine: Maßstab 1:1*“; Denys Kasanskyj: „*Schwarzes Fieber: illegaler Kohleabbau in Donbass*“; Jelisaweta Gontscharowa: „*Der Krieg ist in der Nähe*“). Der Krieg ist häufig das Hauptsubjekt der Reportagen, was auch die gegenwärtige Atmosphäre im Land widerspiegelt. Die Erzählungen über die Kriegserlebnisse gehen den Leserinnen und Lesern in der Ukraine sehr nahe. Die Themen sind keine Fiktion, sondern Realität, mit der wir uns täglich beschäftigen.

Zur Autorin: Lilia Shutiaik ist Medientrainerin und Dozentin am Lehrstuhl für Journalistik an der Nationalen Jurij-Fedkowytsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine).

POLITIK, PROPAGANDA UND JOURNALISMUS

Über das Mediensystem und die Rolle der Journalisten in der Republik Moldau

In der Republik Moldau hat der unabhängige Journalismus gegenwärtig einen schweren Stand. Es gibt zwar eine Medienvielfalt, doch die politischen und wirtschaftlichen Interessen der Eliten setzen die Presse- und Meinungsfreiheit unter Druck. Mutige Journalistinnen und Journalisten wehren sich dagegen.



Medienlandschaft in der Republik Moldau: Trotz Vielfalt gibt es viele Beschränkungen. (Grafik: Vyacheslav Dolgov)

Von **Vyacheslav Dolgov**

Die Medienlandschaft der Republik Moldau ist vielfältig und einem stetigen Wandel unterworfen. Sie umfasst aktuell 463 Print-, Rundfunk- und Onlineangebote sowie sieben Presseagenturen. In den letzten Jahren lässt sich die Tendenz beobachten, dass Print und Rundfunk zunehmend in ihre Internetauftritte investieren. Davon abgesehen gibt es nicht sonderlich viele Medien, die ausschließlich im Internet präsent sind. Das überwiegende Angebot setzt sich aus den Onlineauftritten der Printmedien und des

Rundfunks zusammen. Dieser Wechsel des Journalismus in die digitale Welt stellt die Medien vor neuen Herausforderungen. Die Anforderungen an den journalistischen Beruf verändern sich und universelle Fähigkeiten des Journalisten sind gefragt. Es werden nicht nur Texte verfasst, sondern auch Videos, Bilder und Audiomitschnitte können integrale Bestandteile eines Onlinebeitrages sein.

Eine der wichtigsten Fragen ist die nach dem Bezahlmodell der digitalen Medien. Bereits vor längerer Zeit hatten einige Medienunternehmen vorgeschlagen, Inhalte nur noch kostenpflichtig



Medienfreiheit in der Republik Moldau: Niedergang seit 2012. (Grafik: Vyacheslav Dolgov)

herauszugeben oder nur einen kleinen Teil ihrer Beiträge frei zur Verfügung zu stellen. Nach meiner Einschätzung funktioniert dieses Modell in den meisten Fällen nicht. Die Webportale verdienen mit der Arbeit ihrer Journalisten kein Geld und überleben nur dank Förderprogrammen der Europäischen Union und der USA.

Die moldauische Medienlandschaft konzentriert sich eindeutig auf das Zentrum des Landes – die Hauptstadt Chişinău. Über 76 Prozent aller Medienprodukte haben hier ihren Sitz. Eine solch ungleiche Verteilung führt – zusammen mit anderen Faktoren – dazu, dass Nachrichten und Berichte über (politische) Ereignisse in der Hauptstadt den Diskurs im Land dominieren. Die großen nationalen TV-Sender wie auch einige Internetportale verfügen noch über eigene Mitarbeiter in der Region. Ihr Ziel ist es, durch Qualitätsjournalismus in den Regionen eine größere Öffentlichkeit zu erreichen und die Klickzahlen zu erhöhen.

Die überwiegende Mehrheit der Medien in der Republik Moldau erscheint auf Rumänisch (77 Prozent). Unter den Sprachen der nationalen Minderheiten hat Russisch noch einen hohen Stellenwert für Nachrichtenagenturen, Zeitungen und Webportale. Gagausisch und Bulgarisch sind kaum noch präsent.

Was die wirtschaftliche Situation betrifft, sind – so zeigen es Studien – weniger als ein Drittel (26 Prozent) der Medien profitabel. 38 Prozent der Medien arbeitet kostenneutral, 36 Prozent gelingt dies nicht. Das wirkt sich auf die Entwicklung der Medien im Land negativ aus oder verhindert diese sogar komplett. Erhöhung der Gehälter, Investitionen in neue Technik, Fortbildung für Journalisten und die Schaffung neuer Stellen sind allesamt Wünsche von Medienakteuren, die aber angesichts der allgemeinen wirtschaftlichen Lage unrealistisch erscheinen. Die fehlenden finanziellen Mittel sind laut einer Umfrage des Zentrums für unabhängigen Journalismus für 46 Prozent der Medienschaffenden eines der Hauptprobleme, gefolgt von wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeiten und der geringen Zahl an qualifiziertem Personal.

Pressefreiheit steht unter Druck

Seit der Unabhängigkeit des Landes 1991 hat das Informationsmonopol der regierenden Partei nach und nach abgenommen und einige Medienprodukte aus der alten Zeit sind gänzlich verschwunden. Allerdings sieht sich der freie und glaubwürdige Journalismus nach wie vor starken



Gegen Fake News: Die moldauische Internetplattform Stopfals.md deckt Falschinformationen auf.

Widerständen ausgesetzt. Die politische Klasse schafft sich eigene, loyale Medien, die ihre Interessen vehement vertreten und auch nicht vor Informationskriegen zurückschrecken. Der Vorsitzende der regierenden Partei des Landes besitzt eine ganze Medienholding, die bestimmte Ereignisse auf die Agenda setzt oder aber verschweigt, was journalistische Standards wie Objektivität und Neutralität eindeutig untergräbt.

Nicht nur moldauische, sondern auch ausländische Experten haben wiederholt auf die schwierige Situation der Medienfreiheit in der Republik Moldau hingewiesen. Das Land liegt in der Rangliste der Pressefreiheit von „Reporter ohne Grenzen“ im Jahr 2018 auf dem 81. Platz (von 180 Ländern) und damit zwischen Armenien und Côte d’Ivoire. Es ist seit Jahren ein kontinuierlicher Abstieg zu verzeichnen. 2012 lag die Republik Moldau noch auf dem 53. Platz, die beste Platzierung seit der Unabhängigkeit. Dutzende Indikatoren fließen in die Bewertung der Pressefreiheit ein: unterschiedliche Arten von Verstößen gegen Journalisten (physische Gewalt und Drohungen, Inhaftierung, Mord) und Medien (Zensur, Beschlagnahmen, Verbot), der Grad der finanziellen Abhängigkeit, medienrechtliche Aspekte u.a.

Die Republik Moldau ist mittlerweile in die Kategorie jener Länder zurückgefallen, die „signifikante Probleme“ bei der Pressefreiheit aufweisen. Die Liste der größten Probleme hat sich aber kaum verändert: Es gibt eine Medienvielfalt, aber die Medien polarisieren stark, die Redaktionen sind, was ihre Agenden betrifft, eng mit den Interessen der Eigner verknüpft. Im Land fehlen noch immer unabhängige Medien und die wirtschaftlichen Strukturen sind nicht immer transparent. Beides wird seit Jahren in den Berichten der „Reporter ohne Grenzen“ kritisiert.

Es ist offensichtlich, dass Pressefreiheit auch mit finanzieller Unabhängigkeit zusammenhängt, die aber – auch wenn die Bedingungen solide erscheinen – oft nicht mehr garantiert werden kann. In der Republik Moldau sind Anzeigen und Werbung Haupteinnahmequellen der unabhängigen Medien. Da aber die Interessen der politischen und wirtschaftlichen Eliten oftmals eng miteinander verbunden sind, kann eine negative Berichterstattung dazu führen, dass Unternehmen nicht mehr inserieren oder ihre Werbung stark einschränken. Darüber hinaus kann es Medien, die sich gegen die herrschenden Eliten positioniert haben, erschwert werden, an Informationen über Strukturen und

Einrichtungen zu gelangen, die unter Kontrolle staatlicher Behörden stehen. Letztendlich muss sich ein Medium entscheiden, entweder frei und glaubwürdig zu bleiben und sich damit der ganzen Bandbreite der beschriebenen Probleme zu stellen, oder aber einen Journalismus zu produzieren, der den Ansprüchen der Mäzene gerecht wird, um als Gegenleistung eine relativ gesicherte Existenzgrundlage zu erhalten. Wer hier nicht mitspielt, gerät in Schwierigkeiten, wie das Beispiel zweier moldauischer Fernsehsender zeigt, die für ihre Kritik am regierungsfreundlichen Lager bekannt sind und im vergangenen Sommer aufgrund finanzieller Engpässe gezwungen waren, ihre Tätigkeit vorübergehend einzustellen.

Medienvielfalt versus Manipulationen: Was Journalisten tun können

Die Medienlandschaft in der Republik Moldau garantiert dem Konsumenten zwar eine ausreichende Möglichkeit, sich Informationen zu beschaffen. Andererseits beeinflussen Propaganda und Manipulationen die öffentliche Meinung sehr stark. Leider sind auch nicht alle Nutzer in der Lage, die Qualität eines Medienproduktes und seine potentiellen manipulativen Intentionen einzuschätzen oder zu erkennen. Vor allem in Wahlkampfzeiten nehmen Manipulationen in den Medien deutlich zu. Darüber hinaus – und dies hängt auch mit der historischen Entwicklung und der geografischen Lage der Republik Moldau zusammen – befeuern die der Macht gegenüber loyalen Medien häufig einen West-Ost-Konflikt und verharren in einem Freund-Feind-Schema. Bewusst werden Nachrichten in den Medien lanciert, um von den wirklichen Problemen des Landes abzulenken. Die klare Absicht: die Öffentlichkeit mit Berichten über die staatliche Souveränität, die Sprachen (rumänisch oder moldauisch), die Geschichte usw. aufzuwiegen, um dadurch von essentiellen Problemen wie Amtsmissbrauch und undurchsichtige Machtstrukturen abzulenken.

Die Rolle der Journalistinnen und Journalisten in der Republik Moldau ist die eines „Wächters der Gesellschaft“ (watchdog of the society). Neben der informationsvermittelnden Funktion fallen

ihnen noch weitere Aufgaben zu: Sie sollen Prozesse und Ereignisse für die Öffentlichkeit „übersetzen“, d.h. so aufbereiten, dass sie verständlich und nachvollziehbar sind, sie sollen auch meinungsbildend wirken sowie europäische Werte und Menschenrechte verteidigen.

Manipulation und Propaganda sind gegenwärtig die Hauptprobleme der Medienlandschaft in der Republik Moldau. Im Februar 2018 trat das sogenannte Anti-Propaganda-Gesetz in Kraft, das den Begriff der „Informationssicherheit“ einführte und den Schutz von „Informationsressourcen, Einzelpersonen, Gesellschaft und Staat“ insbesondere durch Falschinformationen und Manipulationen gewährleisten und „Provokationen“ der Medien gegen den Staat verfolgen soll. Der Kodex beinhaltet auch einen Zusatzartikel, der es Rundfunkprogrammen und Produzenten gestattet, (politische) Informationssendungen von Fernseh- und Radiostationen aus der EU, den USA, Kanada und aus Ländern, die das „Europäische Übereinkommen über das grenzüberschreitende Fernsehen“ ratifiziert haben, zu übernehmen und zu verbreiten. Die Russische Föderation hat diesem Übereinkommen nicht zugestimmt.

Das neue Gesetz wurde aber von moldauischen Experten stark kritisiert, da es keinen Einfluss auf die Propaganda habe. Auch verbreiten einige Medien auf ihren Kanälen nach wie vor – mit oder ohne Absicht – Fake News, um die öffentliche Meinung in ihrem Sinne zu beeinflussen. Häufig sehen Journalisten gar keinen Sinn darin, Fakten zu überprüfen, solange sie einer Sensationsnachricht dienen.

Ein anschauliches Beispiel einer Desinformationskampagne in der Republik Moldau zeigte sich jüngst im Zusammenhang mit der Ausweisung von sechs türkischen Lehrern. Sie wurden ohne Dokumente mit einem Charterflug in die Türkei ausgeflogen und dort vermutlich inhaftiert. Die moldauischen Behörden trugen zuerst nicht zur Aufklärung dieses Falles bei, während unabhängige Medien die Ausweisung als illegal bezeichneten und viele Fragen stellten. Kurz darauf berichteten regierungsnahe Medien, dass die Ausweisung aufgrund angekündigter „Aktionen türkischer Bürger gegen die Botschaft der Republik Moldau in Berlin und das Generalkonsulat in Frankfurt/Main“ erfolgt sei und „Sondermaßnahmen zur Verbesserung der Sicherheit“ ergriffen werden mussten.

Am 14. September 2018 gaben jedoch die deutschen Sicherheitsbehörden bekannt, dass ihnen über eine Bedrohungs- oder Gefährdungslage rund um die moldauischen Vertretungen keine Erkenntnisse vorlägen. Es ist offensichtlich, dass Falschinformationen in den moldauischen Medien das Vertrauen der Bürger allgemein untergraben – auch gegenüber Beiträgen, die gut recherchiert sind und auf nachprüfbaren Fakten basieren.

Wie auch in einigen anderen Ländern dienen Troll-Armeen in der Republik Moldau den Interessen einiger Politiker. Unpassende und unbequeme Berichte werden aggressiv kommentiert und bekämpft. Eine Journalistin vom Sender TV8, die sich gegenüber den staatlichen Behörden häufig kritisch äußerte, berichtete kürzlich in den sozialen Netzwerken, dass sie kontrolliert werde. Sie veröffentlichte Screenshots der

Troll-Kommentare inklusive gefälschter Aufzeichnungen von Politikern und Personen des öffentlichen Lebens. Um Falschinformationen zu entlarven, hat die Vereinigung der unabhängigen Presse (Asociația Presei Independente, API) 2015 die Plattform Stopfals.md (auf Rumänisch und Russisch) gegründet. Die Vereinigung setzt sich seitdem für die Bekämpfung von Fake News, Manipulationen und Propaganda in den moldauischen Medien ein. Doch die Gegner haben reagiert und kürzlich eine Art Klonseite dazu erstellt, die die Idee, Desinformationen zu bekämpfen, diskreditiert.

Zum Autor: Vyacheslav Dolgov ist Dozent am Lehrstuhl für Slawistik an der Staatlichen Alecu-Russo-Universität in Bălți (Republik Moldau) und arbeitet als Journalist für Presse und Rundfunk.

MEDIA BEYOND FRONTIERS ON TOUR

Reportagen, Berichte und Interviews aus der ukrainisch-moldauischen Grenzregion und Transnistrien



In diesen Orten haben die Teams für MEDIA BEYOND FRONTIERS recherchiert, mit der lokalen Bevölkerung gesprochen, Einrichtungen aufgesucht und anschließend aus ihren Aufzeichnungen journalistische Beiträge entwickelt. (Karte: Markus Winkler)



REGION UND GEDÄCHTNIS

Der lange Schatten der Geschichte – das alte Czernowitz und das neue Tscherniwzi

Tscherniwzi, deutsch Czernowitz, ist eine Stadt, die wie aus der Zeit gefallen scheint – die prunkvolle Fassade des Habsburgerreiches ist bis heute im Stadtbild konserviert. Nach dem Untergang der k.u.k.-Monarchie geriet die Stadt erst unter rumänische, dann unter sowjetische Herrschaft, seit 1991 gibt es das ukrainische Tscherniwzi. Welche Erinnerungen haben die Menschen hier an die wechselvolle Geschichte? Was davon gibt ihnen Identität oder eben auch nicht?

Von Maximilian Euteneuer, Khrystyna Boiko
und Oleksii Yakoviichuk

Oleh Pantschuk, Publizist und Professor für Chemie, ist stadtbekannt und hat alle diese Umbrüche miterlebt. Als er 1932 geboren wurde, hieß seine Heimatstadt offiziell Cernăuți und gehörte bereits zu Rumänien. Davor war sie seit 1775 Teil des Habsburgerreiches. Doch im Familien- und Bekanntenkreis lebte die Monarchie fort, wie er in einem fließenden, leicht mundartlich gefärbten Deutsch zu berichten weiß: „Meine Eltern haben sich auch nach der Katastrophe von 1918 als österreichische Bürger verstanden, obwohl sie ethnische Ukrainer waren. Die Rumänen waren unbeliebt, die Bevölkerung weiterhin dieselbe, und auf der Straße sprach man noch meist Deutsch.“

Habsburger Erbe soweit das Auge reicht

Am Zentralplatz, dem früheren Ringplatz, befindet sich ein Wandgemälde, das das Selbstverständnis des alten Czernowitz als traditionelle Hauptstadt der historischen Landschaft der Bukowina allegorisch auf den Punkt bringt. In schönster Jugendstilmalerei ist eine Hochzeit dargestellt: Der stolze Bräutigam steht für Habsburg, die schöne junge Braut ist die Bukowina. Daneben finden sich eher verdrießlich blickende ältere Frauen, die die übrigen Kronländer der Monarchie symbolisieren.

„Klein-Wien“ wurde die Stadt zu dieser Zeit ob ihrer Schönheit oft genannt, „Jerusalem am Pruth“, weil das städtische Bürgertum in seiner Mehrheit jüdisch war. Der Zweite Weltkrieg riss

diese Welt in den Untergang. „Eine Tragödie! Die Deutschen und Rumänen gingen, die meisten Juden, sofern sie überlebt hatten, auch, und es entstand mit der Sowjetunion eine völlig andere Welt“, erinnert sich Oleh Pantschuk. Zurück blieben nur die Prunkbauten im Jugend- und Sezessionsstil, die vor bröckelndem Putz und blätternem Anstrich heute etwas Morbides ausstrahlen.

„Sei es wie es sei, Hauptsache die Bolschewiki bleiben weg!“



Denkmal der Schriftstellerin Olha Kobyljanska, die Oleh Pantschuks Mutter adoptierte. (Foto: Maximilian Euteneuer)

Ein paar Straßen weiter, am Theaterplatz, zieren immer noch Porträts von Wagner, Beethoven und Goethe die Stuckreliefs des Schauspielhauses. An Stelle des Schiller-Denkmarks blickt jetzt eine Dame in Bronze mit strenger Miene über den Platz: Die Schriftstellerin Olha Kobyljanska, die 1942 in Czernowitz starb, ist der Stolz der Stadt. Die Flaniermeile von Tscherniwzi, die ehemalige Herrengasse, wurde schon zu Sowjetzeiten nach ihr benannt.

Kobyljanska ist die Adoptivmutter der Mutter von Oleh Pantschuk. Mit einem verschmitzten Lächeln erzählt er, wie sowjetische Funktionäre die alte Dame hofierten, nachdem Tscherniwzi durch die Rote Armee eingenommen worden war. 1941 wurde die Familie von einem jungen Kommunisten aus Kiew in der Absicht auf-



Zeitzeuge par excellence: Oleh Pantschuk kennt die Geschichte seiner Heimatstadt wie kaum ein Zweiter. (Foto: Anja Schäfer)

gesucht, eine Biographie über die Schriftstellerin zu verfassen. Die war zu dieser Zeit hochbetagt und nach mehreren Schlaganfällen nicht mehr vollständig im Besitz ihrer geistigen Kräfte, sodass sich die Unterhaltung zwischen den beiden schwierig gestaltete. Dann kam eines Nachmittags der junge Mann mit bleichem Gesicht die Treppe hinuntergestürzt, um im Flüsterton über eine Infamität zu berichten. „Sei es wie es sei, Hauptsache die Bolschewiki bleiben weg!“, habe sie zu ihm – in offensichtlicher Unkenntnis der Anwesenheit eines solchen – gesagt. Es wurde Stillschweigen verabredet, sodass die Sowjetunion sich weiter des Ruhms der Schriftstellerin bemächtigen konnte, deren Familie dafür aber unbehelligt blieb.

Das Ende der Sowjetunion – oder die Geburtsstunde der Ukraine

Von 1944 bis 1991 war Tscherniwzi Teil der Sowjetunion. Oleh Pantschuk machte Karriere als Chemiker – und das, obwohl er nie Mitglied der Kommunistischen Partei war. Sympathien mit der Sowjetunion hatte er zeit seines Lebens keine, nur Michail Gorbatschow und seiner Politik von Glasnost und Perestroika zollt er Respekt. „Es war eine große Befreiung, ein Aufbruch. Wir durften endlich sagen, was wir denken und fühlen. Die Unabhängigkeit der Ukraine war die einzig mögliche Folge“, stellt der 86-Jährige fest. Gerade hier in der Bukowina und im angrenzenden Galizien habe das kollektive Gedächtnis, insbesondere die Erinnerung der Menschen an die österreichische Zeit, dem Machtanspruch Sowjetrusslands immer entgegengestanden.

Die Entsovjeterisierung ist hier mittlerweile, wie überall in der Westukraine, weitgehend abgeschlossen. Die Lenin-Statue auf dem Zentralplatz ist längst einem Denkmal des ukrainischen Nationaldichters Taras Schewtschenko gewichen. Straßen und Plätze wurden umbenannt – nur die Plattenbauten außerhalb des Stadtzentrums erinnern noch an die Sowjetzeit.

An die Stelle der Symbole und Helden der Sowjetunion ist ein wiedererwachtes Nationalbewusstsein getreten, das in der ukrainischen Sprache und Literatur verwurzelt ist, aber auch im Gedenken an radikale nationalistische Organisationen wie die Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) seinen Ausdruck findet. Nach einem ihrer prominentesten Führer, Stepan Bandera, der in der Ukraine als antisowjetischer Nationalheld gilt, im Ausland aber höchst umstritten ist, wurde auch in Tscherniwzi vor einiger Zeit eine Straße benannt. Die OUN und ihr bewaffneter Arm, die Ukrainische Aufständische Armee (UPA), kollaborierten im Zweiten Weltkrieg zeitweise mit Nazi-Deutschland, beteiligten sich an Verbrechen gegen Polen und Juden und kämpften noch bis in die 1950er-Jahre gegen sowjetische Truppen. In Zeiten des Krieges in der Ostukraine ein aktueller Bezug – nur dass heute Putins Russland mit dieser Fremdherrschaft identifiziert wird.

Auch Oleh Pantschuk findet, dass die Mitglieder der OUN und UPA in erster Linie für den ukra-



Umstrittener Name: Stepan Bandera, einem Führer der OUN, ist in Tscherniwzi eine Straße gewidmet. (Foto: Maximilian Euteneuer)



Neben der ukrainischen weht über dem Eingang der staatlichen Post die rot-schwarze Flagge der UPA (Foto: Maximilian Euteneuer)

inischen Freiheitskampf stehen: „Wir haben 300 Jahre Russifizierung hinter uns, jetzt wird man uns doch ein wenig Patriotismus zugestehen“, begründet er seine Haltung.

Ist der Mythos Czernowitz noch zeitgemäß?

Heute ist Tscherniwzi eine durch und durch ukrainische Stadt. Zeitzeugen des historischen Czernowitz gibt es kaum noch. Doch die meisten Deutschen und Österreicher, die als Touristen kommen, sind auf der Suche nach einem Mythos – sie wollen in kultureller Nostalgie schwelgen und sehen, was von der Stadt noch zu finden ist, in der einst „die Bürgersteige mit Rosensträußen gefegt wurden und es mehr Buchhandlungen gab als Bäckereien“, wie der deutsche Publizist Georg Heinzen Anfang der 1990er-Jahre schrieb.

Viele der jungen Ukrainer halten diese Art des Gedenkens dagegen für überkommen. „Dieser Mythos kann einem auch auf die Nerven gehen“,

findet der Student Yulian: „Diese Zeit ist so lange her, dass nur die Altstadt und die Wasserleitungen davon übrig sind – beides ist in keinem guten Zustand.“

Ganz entziehen kann er sich dem Mythos Czernowitz aber auch nicht. Das ukrainisch-deutschsprachige Literaturfestival „Meridian Czernowitz“ hat der 26-Jährige schon mehrmals besucht und dabei zum ersten Mal von den berühmtesten Dichtern der Bukowina, Paul Celan und Rose Ausländer, gehört. „Außerdem ist während des Festivals immer viel los in der Stadt. Es kommen immer mehr junge Leute, die einen anderen Zugang zu der Stadt haben – nicht nur diese Habsburg-Touristen, die nach der Herrengasse fragen“, erzählt Yulian und lächelt.

Der Mythos Czernowitz ist ein Teil von Tscherniwzi – andersherum wäre es auch zu kitschig.

„Sie konnte zeit ihres Lebens die österreichische Hymne zitieren.“

Felix Zuckermann über sein Leben, seine Mutter Rosa und den Wandel seiner Heimatstadt Czernowitz



Zwischen den Zeilen ist Rosa Zuckermann immer dabei: Die Mutter von Felix Zuckermann wurde als hochbetagte Protagonistin des preisgekrönten deutschen Dokumentarfilms „Herr Zwilling und Frau Zuckermann“ berühmt. Ihr Sohn kam 1949 in Czernowitz zur Welt, immer noch lebt der ehemalige Deutschlehrer dort, „Klein-Wien“ ist seine Heimat. Zuckermann, der seine trotz aller Schicksalsschläge unverwundlich lebensfrohe Mutter bis heute vermisst, erzählt über sein Leben in der habsburgisch geprägten Stadt.

Felix Zuckermann (Foto: Oleksii Yakoviichuk)

Von **Maximilian Euteneuer** und
Oleksii Yakoviichuk

Herr Zuckermann, was sind ihre ersten Kindheitserinnerungen?

Felix Zuckermann: Das ist die Zeit im Kindergarten. Damals, in sowjetischer Zeit, war nicht Ukrainisch, sondern Russisch die Sprache der Mehrheit der Bevölkerung. Ich aber sprach zu Hause mit meinen Eltern Deutsch und konnte mich zunächst nicht besonders gut mit russischsprachigen Kindern verständigen. Und ich erinnere mich, dass mein Vater, wenn er mit mir durch die Stadt ging, immer berichtete, wer früher in welchem Haus wohnte. Er kannte noch das alte Czernowitz, wie es vor dem Krieg gewesen war, und so lernte auch ich es kennen.

„Ein alter Baum kann nicht verpflanzt werden.“

In den 1950er-Jahren wanderten viele Juden, die die Shoah überlebt hatten, von Czernowitz nach Israel aus.

Zuckermann: Die Einwohner der Clara-Zetkin-Straße, wo wir wohnten, waren meist jüdisch, drei von vier Familien in jedem Haus. In der Zeit der Massenauswanderung gab es in unserer Straße dann bald gar keine Juden mehr. Auch in unserem Haus ist nur die Familie Zuckermann geblieben.

Warum sind Sie und Ihre Familie geblieben?

Zuckermann: Wenn meine Mutter gefragt wurde, warum sie nicht nach Israel geht, antwortete sie: „Ein alter Baum kann nicht verpflanzt werden.“ Später hat sie dann manchmal vorgeschützt, dass ich nicht habe ausreisen wollen und wir deshalb geblieben seien. Ich erinnere mich aber nicht daran, jemals gefragt worden zu sein. Es war vor allem mein Vater, der nicht nach Israel wollte, weil er dort keine Verwandtschaft hatte. Und in Czernowitz ging es uns ja verhältnismäßig gut. Wir hatten eine 3-Zimmer-Wohnung und ein Auto, was damals als Luxus galt. In Israel hätten wir ganz von vorne anfangen müssen. Es wanderten übrigens viele Menschen aus, von denen wir niemals geglaubt hätten, dass sie Czernowitz einmal verlassen würden. Meine Mutter

war aber zweimal zu Besuch bei ihren Brüdern in Israel und sagte, dass sie dort leben könnte. Sie war auch in Deutschland und hat erzählt, dass es dort schön sei. Aber unter Deutschen leben, das wollte sie nicht.

Gab es denn bei Ihnen zu Hause auch Sympathie mit der Sowjetunion?

Zuckermann: Die Rote Armee hat die Konzentrationslager befreit, aber darüber hinaus kann von Sympathie keine Rede sein. Mit der Sowjetunion begann in Czernowitz eine graue Zeit.

Ihre Mutter ist 1908 noch in der Habsburgermonarchie geboren. Im Dokumentarfilm „Herr Zwilling und Frau Zuckermann“ von 1999 kommt zum Ausdruck, dass sie in dieser Zeit sehr verwurzelt war.

Zuckermann: Natürlich. Sie konnte zeit ihres Lebens die österreichische Hymne zitieren und hatte viele deutsche Gedichte von Goethe und Heine im Gedächtnis, die sie mir in meiner Kindheit aufsagte.

„Ich wurde Lehrer aus Familientradition.“

Sie sind später Deutschlehrer geworden. Lag das auch an der Verbundenheit mit ihrer Mutter, dass sie diesen Beruf ergriffen haben?

Zuckermann: Ich wurde Lehrer aus Familientradition. Meine Mutter hat aber vor allem Englisch unterrichtet und wollte, dass auch ich diese Sprache und zudem Französisch lerne, was sie ja auch beherrschte, womit ich mich aber schwergetan habe. Also wurde ich Deutschlehrer.

Hatten Sie das Gefühl, als Lehrer in einem Gymnasium mit erweitertem Deutschunterricht auch die Erinnerung an die vielen deutschsprachigen Dichter der Bukowina wachhalten zu können?

Zuckermann: In der Sowjetunion waren diese deutschsprachigen Dichter noch tabu. In der unabhängigen Ukraine wurden sie – in erster Linie Paul Celan und Rose Ausländer, aber auch viele andere – dann wieder gedruckt und in den Deutschunterricht aufgenommen. Auf einmal kamen auch viele Österreicher und Deutsche auf der Suche nach den Spuren dieser Literaten in

die Stadt. Es gibt jetzt jedes Jahr Anfang September das internationale Literaturfestival „Meridian Czernowitz“, das sich um das Andenken dieser deutschsprachigen Dichter bemüht.

Das klingt, als wäre die deutsche Sprache ein Stück weit nach Czernowitz zurückgekehrt.

Zuckermann: Ja, zum Glück. Es ist viel besser als noch vor ein paar Jahren. Da kam es vor, dass sich Max Schickler, ein alter Czernowitzer, unheimlich freute, wenn wir uns begegneten. Er rief dann: „Felix! Endlich habe ich einen Menschen, mit dem ich ein wenig Deutsch sprechen kann.“ Jetzt ist er leider auch nicht mehr da.

„Es schmerzt zu sehen, wie alles langsam verfällt.“

Jetzt leben Sie seit 27 Jahren im ukrainischen Czernowitz. In jüngster Zeit hat sich die Erinnerungskultur abermals verändert. Die Straße gegenüber der ehemaligen Synagoge ist nach dem ukrainischen Nationalisten Stepan Bandera benannt worden, und vor dem Postamt weht die Flagge der Ukrainischen Aufständischen Armee (UPA). Was halten Sie davon?

Zuckermann: Ich sehe das gelassen. Auch Bandera muss seinen Platz in dieser Gesellschaft finden, schließlich ist er jetzt ein Nationalheld der Ukraine. Czernowitz muss sich aber auch die eigene Identität bewahren. Wenn ich die Kobyljanska-Straße, die ehemalige Herrengasse, anschau, wo so viele Kaffeehäuser und anderes mit Lemberg verbunden zu sein scheint, frage ich mich, ob es hier in Czernowitz nichts Authentisches gibt.

Wie steht es heute um die jüdische Gemeinde in der Stadt?

Zuckermann: Es gibt eine kleine Gemeinde und eine große Konkurrenz unter den Mitgliedern – jeder will Hauptjude sein. Ich aber nicht. Daneben vermittelt in der Stadt auch eine renommierte jüdische Schule die jüdischen Traditionen und Ivrit, also modernes Hebräisch. Der überwiegende Teil der Schüler sind aber keine Juden.

Was macht Czernowitz in Ihren Augen aus? Was gibt Ihnen Identität in der Stadt?

Zuckermann: Das Stadtbild, dieses „Klein-Wien“, ist mir Heimat! Zum 600. Geburtstag der Stadt

wurde viel getan, um die Kulisse aufzufrischen. Unter anderem wurden die Fassaden in der Herrengasse renoviert, aber davon ist zehn Jahre später nicht mehr viel zu sehen. Es fehlt das Geld. Viele Dächer sind undicht, vieles ist gar kurz vor dem Zusammenbruch. Es schmerzt zu sehen, wie alles langsam verfällt.

„Meine Mutter fehlt mir sehr.“



Rosa Zuckermann (Foto: Privatbesitz von Felix Zuckermann)

Ihre Mutter hat noch mehr als ein Jahrzehnt in der unabhängigen Ukraine gelebt. Wie hat sie diese Zeit erlebt?

Zuckermann: Die Bevölkerung wurde im Vergleich zur Sowjetunion schnell sehr viel offener. Das haben wir alle, auch sie, als positive Entwicklung empfunden. Viele Touristen, die dann aus Europa nach Czernowitz kamen, besuchten meine Mutter. Das Wohnzimmer war manchmal so voll, dass kaum mehr Platz war. Sie war darüber selbst verblüfft: „Nie im Leben hätte ich mir vorgestellt, dass ein Deutscher über die Schwelle meiner Wohnung kommt – jetzt ist das ganze Zimmer voll“, sagte sie oft.

Haben ihr diese Begegnungen Freude bereitet?

Zuckermann: Ja, wenn Interesse gezeigt wurde, war sie immer offen und humorvoll. Nur die Themen Ghetto und Transnistrien waren ein Tabu, obwohl sie im Dokumentarfilm dann doch etwas erzählt hat. Die ganze Familie wurde ja nach Transnistrien deportiert: ihre Eltern, ihr erster

Mann und das Kind aus erster Ehe. Und zurück kam sie allein, ohne zu wissen, wie sie diese Gräuel überlebt hatte.

War sie trotzdem ein fröhlicher Mensch?

Zuckermann: Sie war immer sehr lebensbejahend und optimistisch – ganz im Gegensatz zu dem Herrn Zwilling, der ja ein ausgesprochener Pessimist war. Wenn die Leute schlechte Laune hatten, munterte sie sie auf. 16 Jahre ist sie nun

schon nicht mehr da. Meine Mutter fehlt mir sehr.

Herr Zuckermann, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Das Gespräch mit Felix Zuckermann wurde am 24. September 2018 im Museum für jüdische Geschichte und Kultur der Bukowina in Tscherniwzi geführt.

Mit der Marschrutka durch das historische Gedächtnis der Republik Moldau

Die alte sowjetische Fernstraße M14 führt mitten durch die Grenzregion zwischen der Ukraine und der Republik Moldau. Mit der Marschrutka machen wir uns auf einen Roadtrip von Tscherniwzi bis nach Bălți – auf dem Weg in die Erinnerungskultur eines kaum bekannten Landes.

Von **Khrystyna Boiko, Maximilian Euteneuer** und **Oleksii Yakoviichuk**

Der Busbahnhof liegt außerhalb des Stadtzentrums von Tscherniwzi. Während die Altstadt mit ihrer prachtvollen Fassade eine Augenweide ist, herrscht hier Plattenbautristesse. Unsere Marschrutka, einer dieser Kleinbusse, die noch überall in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion verkehren, umkurvt Schlagloch um Schlagloch, ab und zu gelingt ein Ausweichmanöver nicht, und wir heben kurz von unseren Sitzen ab. Aus dem Radio tönt moldauische Techno-Schlagermusik, die von der Herkunft des Fahrers und der nahen Grenze kündigt. Schnell lassen wir die grauen Wohnblöcke hinter uns und überqueren den Fluss Pruth. Ein paar Autos überholen unseren klapprigen Bus, kaum eines kommt entgegen.

An der Grenze werden wir von einem Rudel Straßenhunde bewacht, während der Zollbeamte mit unseren Pässen verschwindet. Unser Aufenthalt dauert geschlagene 60 Minuten, da eine Frau aus der ersten Reihe unserer Marschrutka sechs große Plastiktaschen voll Altkleidern mit



Die Fernstraße M14 verbindet die Ukraine mit der Republik Moldau. (Foto: Alina Kuvaldina)

sich führt und deshalb verdächtigt wird, diese schmuggeln zu wollen. Es wird eine „Strafgebühr“ ausgehandelt, die der Fahrer ihr laut fluchend vorstreckt. Die Plastiktaschen werden wieder in den Bus gehievt. Dann geht es weiter, wir sind in der Republik Moldau und sehen eine maleri-



Merkwürdiges Gedenk-Ensemble in Briceni: Die Statuen von Ștefan cel Mare und Lenin stehen nur wenige Meter voneinander entfernt. (Fotos Khrystyna Boiko)

sche Landschaft an uns vorbeiziehen. Kniehoch steht das Gras am Straßenrand, Kühe und Ziegen trotten dahin, bis sie von der nächsten Kurve verschluckt werden. Entlang der weiten Felder stehen alte Frauen, die Köpfe mit bunten Tüchern bedeckt, vor ihren eingeschossigen Bauernhäusern und bieten Kartoffeln, Äpfel und Wassermelonen an.

Ein Gedenk-Ensemble zwischen Spätmittelalter und Sowjetunion

Es dauert nicht lange, bis wir das erste Mal auf Ștefan cel Mare, Stefan den Großen, treffen. In Briceni, dem ersten Städtchen hinter der Grenze, ist dem spätmittelalterlichen Herrscher ein Denkmal gewidmet. Im ausgehenden 15. Jahrhundert gelang es ihm, das kleine Fürstentum Moldau gegen das große Osmanische Reich zu verteidigen. Nun ist er der Nationalheld schlechthin – sein Konterfei schmückt die Geldscheine und sein Name die Hauptstraßen jeder größeren Siedlung, wie auch in Briceni. Unweit seiner schlichten Büste, die sich in einer weitläufigen Parkanlage befindet, wird noch einer ganz anderen Zeit gedacht: Ștefan cel Mare ist eingerahmt von einem Denkmal für die Gefallenen der Roten Armee, farbenprächtigen sowjetischen Wandmosaiken und einer imposanten Lenin-Statue. Dabei ist der Fürst doch eigentlich ein Symbol gegen die sowjetische Fremdherrschaft.



Im Stadtkern von Briceni befinden sich noch zahlreiche Mosaik aus sowjetischer Zeit. (Foto: Khrystyna Boiko)

Wir wollen uns in der Stadt umhören. Wie ist es hier um das historische Gedächtnis bestellt? Wie passen Spätmittelalter und Sowjetunion zusammen? Die Menschen behandeln uns wie Außerirdische, die in guter Absicht kommen. Überall begegnen uns heimliche, neugierige Blicke und lächelnde Gesichter. Touristen gibt es im äussersten Norden Moldaus selten bis nie. Wir verirren uns in das örtliche Kulturzentrum, das direkt neben dem Gedenk-Ensemble liegt, und sind im Nu von einer Traube freundlicher Damen umringt, die sich ganz unverstellt über unseren Besuch freuen. Die Historikerin Nele Corobcă, die die örtliche Bibliothek leitet, übertönt alle ande-



Die Bibliothekarin Nina Navrotschi (links) und die Historikerin Nele Corobcă im Kulturzentrum in Briceni vor einem Bild von Ștefan cel Mare. (Foto: Khrystyna Boiko)

ren, als wir danach fragen, mit welcher geschichtlichen Epoche sich die Menschen hier identifizieren. „Hier wird nicht viel über diese Dinge gesprochen, auch weil es unter uns viele ukrainisch- und russischsprachige Moldauer gibt, die alle einen anderen Blick auf die Geschichte haben. Einigkeit besteht nur, wenn es um Ștefan cel Mare geht. Er ist der Ursprung unserer Identität als Moldauer“, sagt sie mit einiger Bestimmtheit und fügt einen Moment später lächelnd hinzu: „Obwohl die Rumänen das ganz anders sehen.“

Wem gehört Ștefan der Große?

Auch im Nachbarland ist Ștefan cel Mare ein Nationalheld. Und Symbol für die Bestrebungen zur Vereinigung von Rumänien und der Republik Moldau, die in beiden Ländern von Zeit zu Zeit im politischen Raum steht. Dagegen gibt es nicht nur in Briceni große Vorbehalte. „Wir haben zwar die gleiche Sprache, die gleiche Kultur und gleiche Sitten, wollen aber nicht Bürger zweiter Klasse werden. Eine Vereinigung ist doch nur nationalistische, panrumänische Folklore“, meint Nele Corobcă.

„Die Moldauer bewerten die Sowjetunion eher positiv.“

Die Erinnerungskultur der Moldauer scheint so wechselvoll wie die Geschichte des schmalen Streifens Land, das auf der Karte wie eingeklemmt wirkt zwischen der Ukraine und Rumä-

nien. Von 1812 bis 1919 gehörte das Gebiet zwischen Pruth und Dnister zum Zarenreich. Zwischen den Weltkriegen war es Teil Rumäniens. Der Hitler-Stalin-Pakt machte Bessarabien, so der historische Name, 1940 sowjetisch. „Die Moldauer bewerten die Sowjetunion eher positiv“, erklärt Nina Navrotschi, die als Bibliothekarin im Kulturzentrum arbeitet. „Sie war für das Land Garant für Fortschritt und Stabilität, auch wenn man die Vertreibungen durch Stalin und die schrecklichen Hungersnöte nach der Kollektivierung der Landwirtschaft nicht ausblenden darf“, versichert uns die 52-Jährige weiter.

Der Sieg über Nazi-Deutschland nimmt immer noch einen zentralen Platz im kollektiven Gedächtnis der Menschen ein. Wehe dem, der daran rüttelt! Als vor einigen Jahren der 9. Mai, der offizielle Tag des Sieges, zum „Europa-Tag“ umdekoriert werden sollte, gab es unzählige Beschwerden in Briceni. „Das war eine dumme Idee des damaligen Bürgermeisters“, erinnert sich Nina Navrotschi. „Viele unserer Vorfahren haben in der Roten Armee gekämpft. Ihr Andenken zu bewahren, ist uns sehr wichtig.“

Bis zur Unabhängigkeit im Jahr 1991 galt Moldau zudem als eine Perle der Sowjetunion, ein blühender Garten, der Wein, Obst und Gemüse gedeihen lässt. Die Landwirtschaft blüht immer noch, wie die endlosen Felder entlang der M14 bezeugen. Wir fahren weiter in Richtung Bălți, der zweitgrößten Stadt des Landes.

Bălți – (k)eine alte Stadt

Bălți wurde im Zweiten Weltkrieg beinahe völlig zerstört, der Wiederaufbau ist lange her. Heute prägt das Stadtbild der Kontrast aus Plattenbauten, Beton-Architektur sowjetischer Bauart und modernen Büro- und Einkaufskomplexen. An die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg erinnern nur wenige alte Kirchen und der noch im 19. Jahrhundert errichtete „Hochzeitpalast“, das Standesamt.

Mit der ehemals pittoresken Kulisse ging auch das jüdische Leben, das den traditionellen Handelsplatz einst prägte, unwiederbringlich verloren. Der Großteil der jüdischen Bevölkerung wurde von den Nazis und den Schergen der Antonescu-Diktatur in die Lager des Gouvernements



Eigentümliches Stadtbild: In Bălți stehen moderne Hochhäuser neben dem architektonischen Erbe der Sowjetunion. (Foto: Maximilian Euteneuer)



Zeugnis einer untergegangenen Welt: der jüdische Friedhof von Bălți. (Foto: Khrystyna Boiko)

Transnistrien, zwischen den Flüssen Dnister und Südllicher Bug, deportiert. Allein der jüdische Friedhof, der am Rande des Stadtzentrums dem Wildwuchs überlassen wurde, lässt erahnen, wie groß die Gemeinde vor der Katastrophe war. Meterhoch wuchert das Unkraut zwischen den dicht an dicht stehenden Grabsteinen, die überwiegend mit kyrillischen Inschriften versehen sind.

EU oder Russland?

Abends im Hotel, das in einem der modernsten Gebäude der Stadt untergebracht ist, fällt uns eine Gruppe Deutscher auf. Sie sind allesamt Projektleiter aus der Automobilindustrie und stellen in einem Werk, das es seit fünf Jahren in der Stadt gibt, Qualitätsstandards sicher. Die Art, wie sie über die Menschen hier sprechen, wirkt

überheblich. Kulturelle Sensibilität? Fehlanzeige. Hauptsache – so scheint es –, dass die Produktion, anders als in Deutschland, weiter billig bleibt. Vielleicht hat es auch mit der harten wirtschaftlichen Realität zu tun, dass die Moldauer an einen EU-Beitritt nicht mehr recht glauben wollen. In den letzten Jahren haben sich die politischen Verhältnisse zugunsten Russlands verändert. Nicht nur der aktuelle Staatspräsident ist prorussisch eingestellt und strebt eine Mitgliedschaft in der Eurasischen Wirtschaftsunion an, auch der Bürgermeister von Bălți stehe „unter russischem Einfluss“, wie uns im Flüsterton erklärt wird.

Nachdenkliche Rückfahrt

Am nächsten Tag kaufen wir Wein, der wenig kostet, aber trotzdem schmeckt und machen uns auf den Weg zurück nach Tscherniwzi. Da ist sie wieder, die alte sowjetische M14! Es herrscht viel Verkehr. Die Lastwagen und Autos brettern über die zwei Spuren als wären es vier. Am ukrainischen Grenzübergang stauen sich die Fahrzeuge. Diesmal muss niemand eine Strafgebühr zahlen. Neben dem aufgeplatzten Asphalt wuchert kniehoch das Gras, daneben trotten Kühe und Ziegen dahin, bis sie von der nächsten Kurve verschluckt werden. Die Worte der Historikerin Nele Corobcă klingen nach. „Wir sind weder Rumänen noch Russen, unsere Heimat ist die Republik Moldau“, hatte sie uns zum Ende unseres Gesprächs mit auf den Weg gegeben.

Uns scheint, dass die Moldauer trotz aller kulturellen Bezugspunkte zum rumänischen und russischen Kulturkreis auf ihrer Suche nach Identität angekommen sind.



Oleksiy Skutelnyk hat einen der besseren Jobs in der Region, er ist Bürgermeister von Tețcani und dennoch reicht sein Lohn nicht. (Foto: Yuliia Drahan)

MIGRATION UND FAMILIE

Vom Verlassen und Zurückbleiben

In Deutschland und dem Westen Europas kennt man die Arbeitsmigranten aus dem Osten, häufig sind sie aus der Republik Moldau und der Ukraine. Sie suchen ihr Glück im Ausland. Zuhause müssen sie ihre Lieben zurücklassen. Da warten Eltern auf die Rückkehr ihrer Kinder, da will die Schülerin, die bei der Großmutter aufwuchs, nun selbst alles zurücklassen. Doch einige bleiben: Weil sie wissen, dass nicht alle gehen können.

Von **Astrid Probst, Oksana Chorna** und **Yuliia Drahan**

Oleksiy Skutelnyk sitzt an seinem Schreibtisch, die Hände hat er in die Hüften gestemmt. Sein graues Polohemd spannt. Hinter ihm hängt eine gerahmte Bleistiftzeichnung von ihm, der Amtsperson. Er ist stolz, schließlich ist er der Bürgermeister des moldauischen Tețcani, einem Dorf nahe der ukrainischen Grenze, in dem fast ausschließlich Ukrainer leben. Auf seinem Schreibtisch steht die Flagge der Repu-

blik Moldau, gleich zweimal. Skutelnyk nimmt einen Schluck Kaffee und lehnt sich zurück. Er ist zufrieden mit seinem Amt, das er schon elf Jahre innehat. Aber zum Leben reicht es nicht, sagt der 53-Jährige. Er braucht Unterstützung, obwohl er einen der besseren Jobs in der Gegend hat. Seine Tochter schickt ihm Geld, sie arbeitet im Norden des Landes, hat mehr als zwei Jobs, wie viele genau kann er nicht sagen. Sie arbeitet hart, das weiß er. „Wer nicht so hart arbeiten kann oder unzufrieden ist, geht weg“, sagt er.



Ihre Eltern machen es vor, Oxana folgt – auch sie will ins Ausland gehen und dort arbeiten. (Foto: Yuliia Drahan)

Die ukrainische Massenauswanderung

Das Land verlassen und woanders arbeiten – das tun viele. Bereits vor Einführung der Visafreiheit 2017 gingen Millionen Ukrainer ins Ausland. Nach Schätzungen des ukrainischen Statistikamts im Jahr 2017 arbeiteten rund 4,6 Millionen Ukrainer legal und illegal im Ausland. Das wären also 25 Prozent aller Erwerbstätigen. In ukrainischen und internationalen Medien ist deshalb die Rede von „Massenauswanderung“.

Auswandern will der Bürgermeister nicht. „Mir geht es gut hier“, sagt er und zuckt mit den Schultern. Aber aus seinem Dorf gehen schätzungsweise 70 Prozent der jungen Leute nach Russland oder Europa. Die meisten arbeiten in Italien oder Frankreich. Auch ein guter Freund, der bei ihm im Büro sitzt, plant bald ins Ausland zu gehen. Er ist gleichgültig, will seinen Namen nicht nennen. „Ich habe einen rumänischen Pass und kann damit in die EU und arbeiten“, erzählt er. Dann will er endlich gutes Geld verdienen, so wie die anderen ringsum. „Schaut euch doch um, was für Häuser die bauen können“, sagt er und wirkt halb empört und halb begeistert. Tatsächlich stehen neben den vielen scheinbar verlassenen Häusern

in Tețcani Dutzende von neuen, unfertigen Häusern – große Gebäude mit ausladenden Terrassen, Treppenstufen führen zu den Eingangstüren. Sie alle sind mit Einkommen aus dem Ausland finanziert, gebaut für eine bessere Zukunft in der Ukraine und der Republik Moldau.

Zerrissene Familien

Vielleicht wird auch Oxana so ein Haus in Tețcani bauen. Sie ist 16, in zwei Jahren beendet sie die Schule, dann will sie an die Universität und Sprachen lernen. In der Schule hat sie bereits Englisch gelernt – alles, um später im Ausland arbeiten zu können. Acht von zehn jungen Leuten gingen ins Ausland, erzählt sie. „Auch die meisten meiner Schulfreunde planen das“, sagt sie. Noch lebt sie in Tețcani bei ihrer Großmutter. Ihre Eltern sind beide im Ausland. Als Oxana von ihren Eltern erzählt, wird sie unsicher, spielt mit den Händen und holt tief Luft. Ihre Stimme wird zittrig. Wie lange genau ihr Vater schon weg ist, weiß sie nicht mehr, „vielleicht seit sieben Jahren, vielleicht auch schon länger“. Für ihre Mutter gilt das Gleiche. Zurzeit ist ihr Vater in Frankreich,



Seit mehr als zehn Jahren sind Mykhaylos Töchter in Italien und arbeiten dort. Er glaubt fest an ihre Rückkehr. (Foto: Yuliia Drahan)

etwa einmal im Jahr kommt er zu Besuch. Zurück in Tetçani erzählt er seiner Tochter vom Ausland und der Arbeit und wie wohl er sich dort fühlt. „Er wollte eigentlich Französisch lernen, aber weil in Frankreich so viele Ukrainer und Moldauer sind, hat er bisher kaum ein Wort gelernt“, sagt Oxana und lacht. Es ist nun schon eine Weile her, seit sie zuletzt ihre Eltern gesehen hat – „das ist hier einfach so, fast jede Familie ist zerrissen“, sagt sie und scheint sich damit beinahe selbst trösten zu wollen.

Der Fernseher tönt laut aus dem Haus, es ist ein ukrainischer Sender. Mykhaylo steht auf den Treppenstufen vor seinem Haus, unruhig dreht er eine blaue Mütze in seinen Händen hin und her, bis er sie sich wieder aufsetzt. Er gestikuliert aufgeregt und redet laut, kritisiert das System, die Arbeitsbedingungen in der Ukraine und die Bezahlung. Das alles hat dazu geführt, dass auch seine Familie zerrissen ist. Nur noch der 74-jährige Pensionär und seine Frau Valentyna leben in dem Häuschen in Mamalyha, dem kleinen Grenzort im ukrainischen Gebiet Tscherniwzi mit dem kuriosen Namen, der auf Rumänisch ‚Maisbrei‘ bedeutet. Seine beiden Töchter und sein Neffe arbeiten in Italien. „Sie putzen dort oder kümmern sich um Kinder, sie arbeiten hart, aber wenigstens bekommen sie genügend Geld“, sagt er und kneift die Augen zusammen. Seit mehr als zehn Jahren sind sie schon weg, etwa einmal im

Jahr oder alle zwei Jahre kommen sie zu Besuch zu ihren Eltern. Dafür rufen sie jeden zweiten Tag an: „Sie fragen mich dann, ob ich noch lebe – ich sage Ja, und sie sagen dann, das ist gut. Das ist unser Gespräch“, erzählt er. Wo sie genau arbeiten? „Vermutlich irgendwo bei Mailand“, sagt er. Von dort aus schicken sie ihm etwas Geld, um die kleinen Renten der Eltern aufzubessern. Mykhaylo hat als Mechaniker gearbeitet, mehr als 40 Jahre lang, seine Kinder schickte er auf die Schule, einen höheren Abschluss haben sie nicht. Sie sind ganz zufrieden, meint er. Er hustet schwer. „Sie kommen zurück, sie wollen zurück“, erzählt er. Aber zuvor müsse sich in der Ukraine etwas ändern. Er deutet auf das Nachbarhaus. „Da, die Kinder sind auch im Ausland“, sagt er. Schwerfällig zieht er sich die Treppenstufen zu seinem Haus hinauf.

Hoffnung auf ein besseres Leben

Die Familien glauben fest daran, dass die Verwandten wieder zurückkommen. Auch Oxana wartet auf die Rückkehr ihrer Eltern, währenddessen plant sie selbst ihren Weg ins Ausland. Oxana und Mykhaylo – sie alle sagen, dass es in der Ukraine kaum eine Zukunft gibt, ähnlich urteilt Oleksiy über die Republik Moldau.



„Wir sind für die EU“ – das steht am Bushäuschen von Mamalyha, einem ukrainischen Dorf direkt an der Grenze zur Republik Moldau und zu Rumänien. (Foto: Yuliia Drahan)

Bessere Lebensqualität und Zukunftsvisionen sind die Hauptgründe für den Exodus. Die niedrigen Löhne, der langanhaltende Konflikt mit Russland und die weit verbreitete Korruption gelten als Auslöser für die arbeitsbedingte Migration. Das Bruttoinlandsprodukt ist rückläufig, die Inflation hoch, und die durchschnittlichen Reallohne sinken. Laut der Internationalen Organisation für Migration (IOM) verdient ein Arbeiter in der Ukraine seit 2015 durchschnittlich etwa 230 Euro – in Polen bekommt er für die gleiche Arbeit etwa 900 Euro. Das wissen die Ukrainer, wie Oxanas Eltern oder Mykhaylos Töchter. Somit wächst die Zahl der in der EU lebenden Ukrainer ständig. Laut IOM leben die meisten von ihnen in Polen (336.000), Italien (238.000), Deutschland (112.000), in der Tschechischen Republik (113.000) und Spanien (84.000).

Hinaus durch das grüne Gartentor von Mykhaylos Haus, über einen Grünstreifen kommt man auf eine Straße mit vielen Schlaglöchern. Leicht bergab geht es zur Hauptstraße von Mamalyha. Dort an der Kreuzung ist das Bushäuschen, darin sitzt ein älterer Mann, er lacht und winkt, an der

Wand ist „Wir sind für die EU“ aufgesprayt. Im Südwesten der Ukraine, nahe der rumänischen Grenze – und Mamalyha liegt direkt an der Grenze – sprechen sich viele Ukrainer für die EU aus. Sie sind Anhänger der Maidanbewegung und haben sich vom EU-Assoziierungsabkommen eine Verbesserung der Lebensqualität erhofft. Nun zieht es viele dorthin, in die Länder der EU.

Die Zukunft ist hier

Wenige Meter entfernt von der Bushaltestelle liegt die Schule von Mamalyha. Dort unterrichtet Chezara, wie auch bereits ihre Mutter und ihre Großmutter. „Ich war fünf Jahre alt, als ich entschieden habe, dass ich auch Lehrerin werden will – genau hier“, sagt die junge Frau und lacht laut. Sie ist energisch, wirkt freundlich und einfühlsam und strahlt trotzdem eine gewisse Strenge aus. Chezara spricht aus Überzeugung, das ist ihr anzumerken. Die 28-jährige sitzt im Büro des Direktors, an ihrem Arm bau-

melt ein Regenschirm. Sie ist gebildet, hat Chemie und Englische Philologie studiert, an der Schule unterrichtet sie nun Englisch. Junge Menschen wie Chezara gehen eigentlich ins Ausland und verdienen dort mehr Geld. „Meine Kollegen fragen mich immer, warum ich nicht weggehe“, erzählt sie. Sie hätte dafür die besten Voraussetzungen. Aber sie bleibt. „Wenn alle intelligenten Menschen das Land verlassen, wer bleibt dann noch hier? Wer unterrichtet dann die jungen Leute, bildet die neue Generation aus?“ Chezara redet schnell und leidenschaftlich. Sie verbringt viel Zeit mit den jungen Menschen und will ihre Überzeugung mit ihnen teilen, dass die Zukunft der Ukraine in ihren Händen liegt. Sie will etwas verändern – „Das wäre super-duper cool“, sagt sie lachend, sie wirkt fest entschlossen und enthusiastisch.

Chezara weiß, dass sie im Ausland viel mehr Geld verdienen könnte. Aber sie hat sich entschieden zu bleiben. Sie ist in Mamalyha aufgewachsen, ist selbst zu der Schule gegangen, an der sie nun unterrichtet, nur für ihr Studium war sie weg.

In der Ukraine verdient sie als Lehrerin etwa 200 Euro. „Die Leute sagen, wenn du als Lehrerin arbeiten willst, brauchst du einen reichen Ehemann“, sie lacht und deutet auf ihren Ringfinger. Nächstes Jahr will sie heiraten, keinen reichen Mann. In der Aula ist Chezara umringt von ihren Schülern, sie gibt Anweisungen. Der „English Club“ steht an, ein Schulprojekt, das sie initiiert hat. Hier können die Schüler am Nachmittag zusätzlich ihr Englisch vertiefen. Chezara arbeitet viel, gerade versucht sie, neue Schulbücher zu organisieren und bittet um Spenden. Sie wirkt glücklich. Aber sie erzählt auch von Lehrern, die in den Sommerferien nach Rumänien gehen, um während der unterrichtsfreien Zeit Geld zu verdienen. Vielleicht wird sie das in den nächsten Ferien auch tun. Sie spricht Rumänisch, ein weiterer Vorteil: „Sprachen sind wichtig, mein Vater sagte immer ‚Sprachen machen uns zu Menschen‘.“

Bildung für das Leben im Ausland

Vor allem die rumänische Sprache wird wichtiger. Als direkter Nachbar und EU-Mitglied wird



Zur Schule gehen, studieren und dann das Land verlassen – so machen es viele. Die Lehrerin Chezara hat sich entschieden zu bleiben. (Foto: Yuliia Drahan)

das Land immer attraktiver für die Ukrainer. Wenige Kilometer entfernt von Mamalyha verläuft auch die ukrainisch-rumänische Grenze. Hier liegt Ternawka, 98 Prozent der Bewohner sind Rumänen, innerhalb der Ukraine.

In der Grundschule wird teilweise auch auf Rumänisch unterrichtet. Die Eltern wünschen es so, das kam bei einer Umfrage im Dorf heraus. Larysa sieht darin einen Vorteil für die Schüler. „Zweisprachig aufzuwachsen eröffnet den Kindern viele Möglichkeiten“, sagt sie. Bei ihren Kindern hat sie es auch so gehalten, stolz erzählt sie, wie gut sie den staatlichen Ukrainisch-Test bestanden haben.

Es ist Sonntag. Larysa öffnet die Tür zur kleinen Grundschule. Es gibt drei Klassenzimmer und ein Lehrerzimmer, in dem eine einzelne Schulbank steht. Die Zweisprachigkeit, Rumänisch und Ukrainisch, ist deutlich erkennbar. An den Wänden hängt das Alphabet, in beiden Sprachen und Schriften. „Wir lehren unsere Schüler folgendes Gedicht: ‚Ich bin ein kleines rumänisches Kind. Mein Vater und meine Mutter sind aus der Ukraine. Ich bin in der Ukraine geboren. Meine Heimat ist die Ukraine.‘“ Die Kinder sollen sich verbunden fühlen, nicht nur mit ihren rumänischen Wurzeln, sondern vor allem mit der Ukraine. In den vergangenen Jahren haben viele Lehrer die



Kyrillische neben lateinischen Buchstaben und Sprüchen: Ukrainisch und Rumänisch in der Grundschule von Ternawka. (Foto: Yuliia Drahan)

Ukraine verlassen, erzählt Larysa. Sie selbst hat das nicht vor. „Das hier ist mein Zuhause. Meine Heimat ist die Ukraine“, sagt die 44-Jährige.

Seit mehr als 25 Jahren unterrichtet sie an der Grundschule in Ternawka. Die Frau mit den dunklen Locken sitzt im Zimmer der zweiten Klasse, ihre Knie stoßen an den Tisch der kleinen Schulbank. Ihr Lehrertisch ist nicht größer, einzig eine geblünte Tischdecke kennzeichnet ihn als einen besonderen Platz. Was sie sich für die Zukunft wünscht? Sie holt tief Luft und spielt mit einem Lineal – „Eine gute Zukunft für meine Kinder, dass sie hier einen gutbezahlten Job finden“, sagt sie.

In der Ecke des Zimmers wartet Ciprian, ihr Sohn. Er sieht seine Zukunft nicht hier. Ciprian hat genaue Vorstellungen, alles ist geplant, seine Mutter weiß das. Ciprian wirkt nervös. Gerade lernt er für einen Englischtest an der Uni. Er studiert Medizin und möchte nach seinem Abschluss ins Ausland gehen. „Ich mag die Ukraine, aber in Rumänien fühle ich mich zu Hause, und es gibt bessere Löhne“, sagt der 20-Jährige lächelnd.

Ciprian hat eine düsterere Perspektive: „Wir leben von Wahlen zu Wahlen. Nach der Wahl sind die ganzen Versprechen dahin, in der Ukraine wird sich an den Arbeitsbedingungen nichts ändern“, sagt er. Der Student hat genug vom Warten auf bessere Zeiten, deswegen geht er.

Verlorene Hoffnung in die „Revolution der Würde“

Die „Revolution der Würde“, die im November 2013 hoffnungsvoll begann, endet nun in der Massenauswanderung. Das private Glück wird mehr und mehr zu einem Politikum. Tețcani, Mamalyha und Ternawka – alle drei Dörfer liegen nahe der EU-Außengrenze zu Rumänien. Die zahlreichen unfertigen, pompösen Neubauten stehen überall. Großfamilien hätten darin Platz. Außerhalb der Dörfer, auf dem Weg nach Tscherniwzi, warten ebenfalls viele Häuser, die mit Geld aus dem Ausland endlich Fenster, einen Putz oder den letzten Anstrich bekommen. Ob die Besitzer jemals für immer zurückkommen?



Blick in die Casa Mare in Tețcani: ein prächtiger Raum für besondere Anlässe. (Foto: Yuliia Drahan)

Alte Zeit mit Rosenmuster: Casa Mare in der Moldau

Figürchen, Ikonen, handgewebte Teppiche und vielerlei farbenfrohe Familienstücke – das alles gehört zur Ausstattung der moldauischen Casa Mare, der großen, besten Stube des Hauses. Im Dorf Tețcani, nahe der moldauisch-ukrainischen Grenze, vereint die Casa Mare der alten Zhenya die Traditionen beider Nationen.

Von **Astrid Probst**, **Oksana Chorna** und **Yuliia Drahan**

Es ist laut. Menschen reden aufgeregt durcheinander. Durch einen schweren blauen Vorhang blickt man in einen bunt geschmückten, mit Figürchen und Bildern überfüllten Raum. Gestreifte Teppiche liegen am Boden, Kelim-Teppiche mit Rosenmuster und Blumenornamenten zieren die Wände, die Decke ist über und über bemalt, in den Vitrinen stehen Ikonen und farbiges Geschirr. Der Raum ist übervoll – so wie es eigentlich sein sollte: Denn die Casa Mare, die große Stube in den Häusern Moldaus, in der Landessprache Rumänisch eigentlich das „Große Haus“, ist der Ort für Gelegenheiten wie diese: Im Dorf sind Gäste.

Immer mehr Männer und Frauen kommen in das farbenfrohe Zimmer. Der Raum füllt sich, es hat sich herumgesprochen, dass Besucher in Tețcani sind. Der Bürgermeister hat davon geredet, die Schuldirektorin und bald wusste es das ganze Dorf. Was es hier Besonderes zu sehen gäbe? Da ist man sich einig – Zhenyas Casa Mare.

Das moldauische Dorf ist klein, von der Schule sind es nur wenige Meter zum Haus der 87-Jährigen, die eigentlich Eugenia Danylova heißt, aber von jedem Zhenya genannt wird. Dennoch bestehen die Frauen im Dorf darauf, die Gäste mit dem Auto zu fahren. Langsam rollt das Auto in die Einfahrt. Zhenya wartet bereits. Sie ist Besitzerin des Hauses, und das bunte Zimmer ist ihre Casa Mare. Sie trägt ein Kopftuch, eine dicke graue Strickjacke, es ist kalt. Zhenya stützt sich an der



Die 87-jährige Zhenya verbindet viele Erinnerungen mit ihrer Casa Mare. (Foto: Yuliia Drahan)



Nur wenige Meter entfernt von der Casa Mare liegt Zhenyas kleines Häuschen mit Weinreben und Apfelbäumen im Vorgarten. (Foto: Yuliia Drahan)

Hauswand ab und schaut die Gäste neugierig an.

Das Haus ist alt und hat Risse in der Fassade. Von außen ist es schmucklos, einzig die Balustrade ist in einem leuchtenden Blau angestrichen. Zhenya geht voraus, steigt die wenigen Treppenstufen zu ihrem Haus hinauf und öffnet die knarrende Tür. Links durch den schweren blauen Vorhang geht es hinein in die Casa Mare. Dort setzt sich Zhenya auf einen Holzstuhl in die Ecke und blickt zufrieden umher. Mit zittriger Hand zupft sie an ihrem geblühten Kopftuch. Sie lächelt und deutet auf die Bänke am Fenster, ihre Gäste sollen sich setzen, auf die besonderen Plätze in ihrer Casa Mare.

Jeder, der in der Casa Mare empfangen wird, gilt als echter Freund

Die Casa Mare hat eine lange Tradition in Moldau, sie ist der größte Raum und auch das schönste Zimmer im Haus. In der Regel gehört sie zu jedem Haus, erklären Zhenya und die Frauen vom Dorf. Familien sparen, um ihre Casa Mare dekorieren zu können, bauen kleinere Häuser, um mehr Geld für die Casa Mare zu haben – ein Zimmer nur für besondere Anlässe. Dort werden Hochzeiten und Taufen und auch kirchliche Festtage wie Ostern und Weihnachten gefeiert, ebenso aber auch Beerdigungen begangen. Die Casa Mare steht auch bereit, um Gäste zu begrüßen –

jeder, der in der Casa Mare empfangen wird, so heißt es, gilt als echter Freund.

Meist ist der Raum mit einem Bett für die Aufnahme von Verstorbenen ausgestattet, mit einem großen Tisch für Feste und zahlreichen Sitzgelegenheiten. Geschmückt wird er mit Teppichen, Bemalungen, Ikonen und vielen Erinnerungstücken der Familie: Bilder und Alben von Vorfahren, Geschirr und verschiedene Kleinigkeiten.

Aber Zhenyas Casa Mare ist außergewöhnlich, sagen die Bewohner des Dorfes. Sie lacht laut auf, als sie das hört und beginnt zu erzählen, dabei deutet sie auf die vielen Gegenstände, die bunten Wände und die Sitzbänke am Fenster. „Hier vermischen sich die Traditionen von der Moldau und der Ukraine“, sagt sie. Der moldauische Skortsas, ein Kelim-Teppich mit Rosenmuster, der an der Wand hängt, ein Webstuhl und verschiedene Webarbeiten, und das hölzerne Bett für die Verstorbenen sind typische moldauische Merkmale. Typisch ukrainisch sind die bestickten Handtücher, Servietten und Kissen, ebenso wie die Bänke neben den Fenstern. Denn während in der Ukraine Stoffe häufig bestickt sind, werden sie in der Moldau meist gewebt. Das Zusammenspiel der Traditionen ist gut erkennbar und wenig überraschend: Tețcani ist nur etwa 30 Kilometer von der ukrainischen Grenze entfernt, 90 Prozent der Einwohner sind oder bezeichnen sich als Ukrainer – und dennoch werden die moldauischen Traditionen gepflegt.



Die kunstvoll bemalten Wände gelten als Statussymbol und zeigen den Wohlstand einer Familie. (Foto: Yuliia Drahan)

Von Zeit zu Zeit kommt Zhenya vorbei und prüft, ob alles in Ordnung ist

90 Jahre alt ist das Haus, ebenso die Casa Mare. Zhenya blickt über ihre Schulter: Dort, an der Wand, unter dem großen Rosenteppich, sind Verzierungen. „Über ein Jahr lang, von 1954 bis 1955, haben wir gebraucht, um die Wände zu bemalen, früher sah es noch besser aus“, sagt sie und schiebt den Wandteppich zur Seite, zum Vorschein kommen gemalte Rosen. Zhenya verbindet viele Erinnerungen mit diesem Raum. Zu Ostern, nach dem Kirchgang, kamen die Dörfler hier zusammen und feierten. Sie saßen am großen Tisch, aßen und tranken. Hier fanden auch Hochzeiten oder moldauische Feste statt – und die Beerdigung ihres Vaters. Als ihr Vater starb, wurde er der moldauischen Tradition entsprechend auf das Bett in der Casa Mare gelegt, die eigens deswegen keine Heizung hat. Drei Tage lang wurde er aufgebahrt. „Es hat die ganze Zeit geregnet, viele Menschen sind gekommen, um sich zu verabschieden, und sie haben natürlich Geschenke gebracht“, erinnert sich Zhenya. Sie senkt die Augen, schweigt einen Moment und atmet tief durch. Das sind alte Zeiten, vergangene Tage. „Heute wird die Casa Mare kaum mehr für solche Anlässe genutzt, die mieten doch jetzt immer schicke Restaurants für Hochzeiten und so“, sagt sie und schüttelt den Kopf. Lange wurden hier keine Feste mehr gefeiert. Und auch

sie selbst kommt kaum mehr in den großen schmuckvollen Raum.

Mittlerweile wohnt Zhenya auch nicht mehr in dem alten Haus. Es ist ihr alles zu viel geworden, das Haus ist für sie zu groß. Sie kann es nicht mehr sauber halten. Rodica, die Frau ihres Cousins, kümmert sich darum. Zhenya wohnt jetzt in einem kleinen Häuschen gleich nebenan im Garten. Das Haus mit der prächtigen Casa Mare gehört nun einem Verwandten, er arbeitet im Ausland, erzählt sie. „Er wird zu Neujahr kommen und hier feiern“, sagt sie und schiebt ein ‚vielleicht‘ hinterher. Dann wird der Raum wieder ein Raum voller Menschen und Feierlichkeiten, so wie es sein sollte. Zhenya schaut sich im Zimmer um. Alles ist bereit, es ist sauber, Rodica kommt oft hierher, um Staub zu wischen, sie stellt Blumen auf den Tisch und füllt die große Glasschüssel mit Schokolade und Bonbons. So lange wartet Zhenya und überprüft von Zeit zu Zeit, ob alles in Ordnung ist, denn für alle ist sie die wahre Hausfrau und Hüterin der Casa Mare.

Als alle wieder gegangen sind, wirft Zhenya noch einen letzten Blick in den großen Raum, geht durch den schweren blauen Vorhang und zieht die Tür hinter sich zu. Sie winkt dem davongehenden Auto zu. Lächelnd geht sie durch den kleinen Garten zu ihrem Häuschen. Nun ist sie wieder leer, ihre Casa Mare, und wartet auf die nächsten Gäste oder Feiern.



Ukrainisch-moldauische Grenzstation bei Sokyrjany und Ocnîța (Foto: Saskia Heller)

ALLTAG UND GRENZE

Begegnungen am Rande: Sokyrjany und Ocnîța

Die Kleinstädte Sokyrjany und Ocnîța liegen nur wenige Kilometer voneinander entfernt. Zwischen ihnen verläuft die ukrainisch-moldauische Staatsgrenze, die seit 1991 eine Region teilt, die über viele Jahrzehnte zur Sowjetunion gehörte. Ältere Bewohner sehen noch viele gemeinsame Berührungspunkte durch die Geschichte, und die Sprachgrenzen sind fließend. Doch wie gestaltet sich der grenzüberschreitende Austausch in der Gegenwart?

Von **Saskia Heller**, **Iryna Kapush** und **Liuba Rudaja**

Knapp drei Stunden dauert die 134 Kilometer lange Busfahrt von Tscherniwzi nach Sokyrjany, eine 9000 Einwohner zählende Kreisstadt im äußersten östlichen Winkel des Gebietes Tscherniwzi. Es ist Sonntag, und viele Menschen sind auf den Straßen unterwegs. Wir suchen unsere Unterkunft und sprechen eine ältere Dame an, die uns durch ihren violetten Rockanzug auffiel. Katerina Tyschenko arbeitet als Journalistin für die Lokalzeitung. Wir tauschen Nummern aus.

Die Stadt in den Augen der Jugend

Später treffen wir wie verabredet die Studentin Anastasia (Nastia) Kozoroz, die aus Sokyrjany stammt, aber in Tscherniwzi Journalismus studiert. Die 20-Jährige will uns ihre Stadt zeigen, und wir beginnen unsere Führung am zentralen Platz, auf dem zwei Statuen stehen – weiße, anmutig wirkende Soldaten, die an die Helden des Großen Vaterländischen Krieges erinnern. Dahinter erstrecken sich Tafeln mit Namen von Soldaten in goldenen Buchstaben. Der Platz



*Straßenszene neben dem Busbahnhof in Sokyryany.
(Foto: Saskia Heller)*

wirkt sehr gepflegt und modern. Es ist Nachmittag, und die ganze Stadt scheint auf den Beinen zu sein. Wir hörten bereits von einer Spartakiade und gehen nun Richtung Stadion, vorbei am Kulturhaus, wo einige Menschen für das Erntedankfest die Bühne mit Obst und Gemüse schmücken.

Im Stadion wohnen viele Zuschauer dem Fußballspiel bei, hinter dem Fußballfeld liegt ein Volleyballfeld, auf dem energisch um jeden Punkt gekämpft wird. Daneben versammelt sich eine Mensentraube um zwei Schachspieler. Eifrig werden Schachfiguren gesetzt und schnell die Stoppuhr gedrückt. Die Menge wirkt sehr angespannt. Wir beobachten das Schachspiel von einer Treppe aus, die zur VIP-Loge des Stadions führt. Dort sitzt nur ein einzelner Mann, der aufmerksam den Spielverlauf verfolgt. Er ist, wie man uns sagt, als Abgeordneter im Stadtparlament für Bildung und Sport zuständig und arbeitet mit moldauischen Partnern zusammen, um Sportveranstaltungen auf beiden Seiten der Grenze zu organisieren.

Wir verlassen das sportliche Großereignis und gehen wieder am Kulturhaus vorbei, in das immer mehr Menschen in gepflegter Sonntagskleidung hineineilen. Die Frauen tragen Kopftücher, und wenige Minuten später betritt ein Pastor die Bühne und eröffnet das Erntedankfest. Er predigt, dass man ohne Gott nichts sei und nur beten helfe. Wir verlassen das Gebäude und hören unterwegs öfter das Wort „staul“, wenn vom Kulturhaus die Rede ist. Nastia klärt uns auf, dass während der rumänischen Besatzungszeit 1941-44 das Gebäude als Stall für Tiere genutzt wurde. Die Region gehörte bereits nach dem Ersten Weltkrieg zu Rumänien, unterbrochen durch das Jahr 1940/41, als sie durch das geheime Zusatzprotokoll des Hitler-Stalin-Paktes der Sowjetunion ein-



Erinnerung an den Großen Vaterländischen Krieg in Sokyryany. (Foto: Saskia Heller)



*Fußball und Schach auf einem Sportfest in Sokyryany.
(Foto: Saskia Heller)*

gegliedert wurde, zu der sie dann wieder bis 1991 zählte. Allerdings kennen nicht mehr viele diese Geschichte. Die Bezeichnung hat sie aber überlebt.

Die Straße hinunter kommen wir am Rathaus vorbei. Davor erstreckt sich eine riesige Ukrainekarte auf dem Asphalt und ein paar Straßen weiter werden wir durch Plattenbauten an die Zeit der Sowjetunion erinnert. Die Balkone der einzelnen Wohnungen sind mit ukrainischen Mustern aus Mosaik geschmückt. Diese Verzierungen gibt es häufig in ukrainischen Städten. Ein paar Straßen weiter verändert sich die Stadt wieder und wir spazieren an verschiedenen Häusern vorbei, dahinter erstreckt sich ein Tal, das die Stadt teilt. Man spricht von „diesem Hügel“ und „jenem Hügel“, so Nastia. Auf der anderen Seite des Tales, über dem sich gerade das Farbenspiel des Spätsommers von Licht und Schatten zeigt, liegen weitere Häuser, eine Kirche und ein Friedhof. Unten schlängelt sich ein kleiner Fluss, der wie der Ort Sokyrjany heißt, durch das Tal. Nastia zeigt uns die Quelle und erzählt, dass ältere Menschen oft hierher kommen, um ihre Kleidung zu waschen. Andere hingegen füllen sich hier Trinkwasser ab oder sie baden während des Feiertages Wodochreschtsche (Heilige Drei Könige). Nastia macht uns noch auf weitere Hügel am Ende des Tals aufmerksam. Sie liegen Richtung Ocnîța auf der moldauischen Seite – unser Ziel in den nächsten Tagen.

Wir kehren ins Zentrum zurück und passieren auf dem Weg einige Männer, die einen Lada reparieren, Hunde und Gänse und sich unterhaltende Babuschki (Großmütter). Ältere Menschen sprechen hier noch einen regionalen Dialekt, aber die Jüngeren ziehen standardisiertes Ukrainisch vor, meint Nastia. Über sie und das Leben in dieser Region möchten wir noch mehr erfahren.

Fühlst du, dass du hier in einer Grenzregion lebst?

Nastia: Nein, ich selbst fühle es nicht. Hier treffen wir nicht so viele Leute aus der Republik Moldau. Die Moldauer kommen in unsere Stadt, um auf dem Markt einkaufen zu gehen. Besonders am Samstag reisen viele mit ihren Familien an. Ich glaube, es ist billiger bei uns oder die Auswahl besser.

Aber woher weiß man, dass die Menschen aus Moldau kommen?



Anastasia Kozoroz aus Sokyrjany studiert Journalismus an der Jurij-Fedkowytsch-Universität Tscherniwzi. (Foto: Saskia Heller)

Nastia: Man kann es auf jeden Fall nicht an der Kleidung erkennen, da sie natürlich keine Volks-trachten tragen. An der Sprache kann man es auch nicht immer erkennen, denn wir hören kein Rumänisch, da sie Russisch mit uns sprechen. Die Menschen aus Ocnîța sind sogar noch unscheinbarer. Sie sind quasi Ukrainer und sprechen unsere Sprache. Man kann es nur an den Autokennzeichen erkennen, dass sie aus einem anderen Land sind.

Gibt es Moldauer in deiner Umgebung oder hattest du moldauische Mitschüler?

Nastia: In meinem Gymnasium war ein Mädchen aus der Republik Moldau. Sie wollte an einer ukrainischen Universität studieren, wofür man Ukrainisch braucht. Ansonsten kenne ich keine Moldauer. In der Grenzregion ist es friedlich. Ich kann mich an keine Konflikte erinnern.

Sind dir grenzübergreifende Projekte bekannt?

Nastia: Eigentlich nicht. Aber es gibt kulturelle Veranstaltungen wie ein jährliches Rockfestival in Nowodnistrowsk, etwa 20 Kilometer von Sokyrjany. Dorthin kommen auch Musikgruppen aus der Republik Moldau.

Wird hier moldauische Musik gehört?

Nastia: Moldauische Lieder sind hier sehr bekannt. Sie werden nicht übersetzt und die Musik wird oft auf Hochzeiten gespielt. Ukrainische Lieder sind hier weniger beliebt. Mein Vater spielt mit seiner Hochzeitsband moldauische und ukrainische Musik. Er erzählte mir, dass der Großvater moldauische Lieder auf kyrillisch aufschrieb, damit mein Vater diese spielen konnte. Dieses Notizbuch besitzt er immer noch.

Die Sterne des Dnisters

Auf den Straßen ist es deutlich ruhiger geworden, und wir halten vor dem Redaktionsbüro des Dnistrowi Zori (Sterne des Dnisters). Vor dem einstöckigen Gebäude empfängt uns Katerina Tyschchenko, die wir kurz nach unserer Ankunft in Sokyrjany kennenlernten. Wir nehmen Platz an einem kleinen Tisch mit ein paar gedruckten Exemplaren der Zeitung, die seit 1944 existiert. Katerina kommt zweimal in der Woche in die Redaktion, sie hat in Kiew Journalismus studiert und arbeitet bereits seit 46 Jahren als Redakteurin für das Blatt. Die 69-Jährige denkt nicht ans Aufhören. Bei Keksen und Äpfeln zeigt sie uns Bilder aus der Grenzregion und sagt, dass die Nationalität hier nicht so wichtig sei. Es sei nur ein Pass, den man aber bei sich haben sollte, wenn man die Grenze überqueren möchte. Die Grenze ist nicht sehr alt, Bräuche wie beispielsweise Tänze oder Stickereien überschneiden sich und werden im gegenüberliegenden Ocnîța wie auch in Sokyrjany gepflegt. An den Unabhängigkeitstagen, die dicht aufeinanderfolgen (Ukraine 24. August, Republik Moldau 27. August) besuchen sich die Bewohner gegenseitig.

„Wir haben eine Grenze auf dem Papier, aber wir leben wie gute Nachbarn, wir sind aneinander gewöhnt und koexistieren hier, unabhängig von der Politik.“ (Katerina Tyschchenko)

Katerina erinnert sich an die 1990er-Jahre, als die meisten Grenzübergänge eingerichtet wurden und man zum Teil einen Umweg von 40 bis 50 Kilometern in Kauf nehmen musste, um ein nur fünf Kilometer entferntes Dorf zu erreichen und noch dazu mit längeren Wartezeiten an den Grenzstationen rechnen musste. Durch den Bau einer neuen Straße wurden diese Probleme gelöst. Früher habe sie viel häufiger die Moldau besucht. Aber man sprach dann nie davon, dass man in die Republik Moldau fährt, sondern nach Ocnîța oder in ein anderes Dorf. Durch die vielen Mischehen gibt es zahlreiche verwandtschaftliche Beziehungen in der Grenzregion.



Katerina Tyschchenko, Redakteurin der Lokalzeitung Dnistrowi Zori in Sokyrjany. (Foto: Saskia Heller)

Doch wie sieht es mit der Zusammenarbeit der Journalisten dies- und jenseits der Grenze aus? Katerina erzählt, dass ihr Chefredakteur an der Universität in Bălți studiert habe und es früher auch einen regen Austausch mit der Zeitung Nowe Zhyttia (Neues Leben) gegeben habe. Die Praxis, sich mit Informationen aus den Regionen gegenseitig zu versorgen, habe aber aufgehört, nachdem auf der moldauischen Seite ukrainische Fernsehkanäle empfangen werden konnten und umgekehrt. Auch Katerina schaut ab und an moldauisches Fernsehen und versteht ein paar Worte Rumänisch.

Am nächsten Tag zeigt uns Katerina ihre Wohnung in einem sowjetischen Plattenbau, kaum 200 Meter vom Redaktionsbüro der Zeitung entfernt. Einst wohnte sie hier mit ihrem Mann und drei Söhnen, die jetzt bei Tscherniwzi, in Österreich und auf Mauritius leben. Vom Balkon ihrer Drei-Zimmer-Wohnung ist die Grenze zu sehen. Das Land hinter den Häusern gehört bereits zur Republik Moldau. Eine Straße ist nicht zu sehen und es wirkt wie eine grüne Grenze.

Ob sie auch Freunde auf der anderen Seite hat? Sicher, antwortet sie ohne zu zögern, es sei ganz normal. Einige ihrer Freunde und Kollegen leben in Bălți oder Chișinău. Sprachlich gibt es keine Barrieren, da alle noch Russisch könnten oder man verständigt sich auf Surschyk – der Mischsprache aus Russisch und Ukrainisch. Viele Menschen aus den Dörfern im moldauischen Grenzgebiet sprechen Ukrainisch. Jedoch ist diese Mehrsprachigkeit eher bei den Älteren verbreitet.

Bevor wir in die Republik Moldau aufbrechen, blicken wir noch einmal zurück auf die vielen neuen Eindrücke, die wir an den letzten beiden Tagen in Sokyrjany und der Region gewinnen konnten. Wir trafen einen Geschichtslehrer, besuchten die Lokalverwaltung, das ethnographische Museum und das Lokalradio und fuhren zum Dnister-Staudamm. Wir denken an die kleinen Restaurants, in denen es keine Speisekarten gibt, sondern die Köchin gefragt wird, was sie anzubieten hat. Oder daran, dass es hier nicht so einfach ist, einen Taxifahrer zu finden, aber es mit Privatpersonen, die man anrufen kann, dann doch klappt. Und wie entspannt die Bewohner am Sonntag durch die Straßen flanierten, dieselben Menschen, die dann am Montag sehr geschäftig unterwegs waren und der Kleinstadt dadurch eine ganz andere Stimmung verliehen.

Anderes Land, andere Mentalität?

Unser Taxifahrer Slavik bringt uns die wenigen Kilometer bis zur ukrainisch-moldauischen Grenze. Es ist kurz nach halb zehn am Vormittag. Der Grenzübergang wirkt wie ausgestorben, weit und breit sind keine Menschen oder Fahrzeuge zu sehen, nur ein paar streunende Hunde. Wir spazieren langsam der Grenzstation entgegen. Hinter uns kommt ein Mann angeradelt, der Moldauer ist, aber in Sokyrjany lebt und regelmäßig die Grenze passiert, wie er uns mitteilt. Wenn man in der Grenzregion gemeldet ist, brauche man für den Grenzübertritt auch keinen biometrischen Ausweis, sagt er. Nach wenigen Minuten bekommen wir unsere Pässe zurück und sind in der Republik Moldau. Eine Frau von der Grenze nimmt uns mit in die Stadt. Auch hier sind die Felder weit, und die Apfelbäume – in endlosen Reihen – tragen Früchte.



Hauptstraße von Ocnița. (Foto: Saskia Heller)



Geschlossene Marktstände in Ocnița. (Foto: Saskia Heller)

In der Grenzstadt Ocnița, die wie Sokyrjany etwa 9000 Einwohner zählt, ist der erste Eindruck ein anderer. Wir fahren auf einer großangelegten Hauptstraße mit überdimensionalen Lampen, wie sie dem Kosmos-Wahn der 1960er-Jahre nicht besser gerecht werden. Hier liegen auch das Gebäude der Lokalregierung und die Bibliothek,

in der wir Aufkleber von Polish Aid und USAID (United States Agency for International Development) entdecken. Wir fragen uns, inwiefern hier humanitäre Hilfe oder externe Demokratieförderung greifen.

In der Bibliothek treffen wir auf Tetiana Gylyka. Die Bibliothek ist heute wegen einer Fortbildung geschlossen, doch sie lässt uns herein. Sie arbeitet schon über 40 Jahre hier, alles wirkt sehr aufgeräumt und gut sortiert. Besondere Aufmerksamkeit ist dem polnischen Raum gewidmet, denn es gibt eine polnische Minderheit in der Region, wie uns Tetiana erklärt. Ocnîța ist wie auch die Region oder die Republik Moldau multinational. Und ein Rundumblick an diesem Ort bestätigt dies: rumänische, russische und ukrainische Zitate schmücken die Wände. Tetiana spricht mit uns auf Ukrainisch, viele verstehen hier diese Sprache. An einer großen Wand hängen Bilder mit Persönlichkeiten aus der Stadt und der Region. Stolz zeigt Tetiana auf das Foto des sowjetischen Regisseurs Emil Loteanu, der aus dem Nachbarort stammt.

Wir kommen mit Tetiana weiter ins Gespräch, fragen sie nach dem Zusammenleben und dem Alltag in Ocnîța und der Grenzregion.

Wie fühlt es sich an, in einer Grenzregion zu leben?

Tetiana: Ich lebe schon so viele Jahre in dieser Region. Eigentlich habe ich nie viel von der Grenze gemerkt, da unsere Region sehr multinational ist.

Welche Nationalitäten leben in der Ocnîța-Region?

Tetiana: Wir haben hier 150 polnische Familien, dann noch eine russischsprachige Minderheit. Russisch sprechen wir fast alle hier. Rumänisch ist unsere Amtssprache, aber das sprechen nicht alle im Norden. Vor ein paar Jahren konnte man hier noch Polnisch lernen.

Und welche Rolle spielen Ukrainer und Ukrainisch?

Tetiana: In unserer Region leben 38 Prozent Ukrainer. Daher verstehen viele Ukrainisch, aber nicht alle können es sprechen. Surschik ist aber sehr verbreitet. Interessanterweise kommen viele Ukrainer zu unseren Kulturveranstaltungen. Manchmal sind es mehr als unsere eigenen Leute.

Fahren die Bewohner Ocnîța häufig nach Sokyryany?

Tetiana: Der Markt in Sokyryany ist sehr beliebt, aber ansonsten fährt man nur in die Ukraine, um auf den Dörfern Freunde und Verwandte zu besuchen, da es viele Mischehen gibt. Viele aus unserer Region arbeiten aber normalerweise in Russland.

Was ist wichtig für die Region und für die Menschen, die hier leben?

Tetiana: Natürlich die Eisenbahn. Wir liegen an einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt zwischen Tscherniwzi, Winniza und Chișinău. Die Eisenbahn wurde für die Polen, Österreicher und Russen gebaut und hat somit auch unsere Stadt und ihren multiethnischen Charakter geprägt. Früher hatten hier fast alle eine Arbeit bei der Bahn, aber heute gibt es immer weniger Arbeitsplätze. Dennoch ist die Eisenbahn und unser Bahnhof Teil unserer Geschichte und Erinnerung.

„Durch unsere ethnische Diversität sind die Menschen ein wichtiger Bezugspunkt für unsere Region. Jede Geschichte trägt einen Namen.“ (Tetiana Gylyka)

Tetiana zeigt uns noch das ethnographische Museum direkt neben der Bibliothek. Es wirkt wie ein Heimatmuseum mit historischen Bildern, volkstümlichen Gegenständen, alten Werkzeugen, Trachten, Keramiken sowie diversen Habsehligkeiten von Privatpersonen. Die Informations tafeln zur Geschichte der Region machen eines deutlich: dass Ocnîța als Eisenbahnknotenpunkt Ende des 19. Jahrhunderts erbaut wurde und dies den Ort geprägt hat. Auch eine russische Schule wurde errichtet und viele zogen hierher, um für die Bahn zu arbeiten.

Im Gebäude treffen wir auf Angela Crucichevici, die für die Kulturabteilung der Stadt arbeitet. Ihr Büro ist modern eingerichtet und neben ihrem Schreibtisch hängen verschiedene Fortbildungszertifikate sowie ein großes Porträt von Ștefan cel Mare (Stefan der Große). Kooperationen mit den Nachbarregionen stärken den multinationalen Zusammenhalt des Ortes, führt sie aus. Durch gemeinsame Kultur- und Sportver-



„Hier habe ich Wurzeln geschlagen.“ Blick in die Bibliothek von Ocnița. (Foto: Saskia Heller)

anstaltungen der Ocnița-Region mit den beiden angrenzenden ukrainischen Gebieten Tscherniwzi und Winniza konnte in den letzten Jahren der Austausch intensiviert werden. Seit 2012 existiert die Euroregion Dnister, die eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit in den Bereichen Bildung, Wirtschaft, Umwelt, Wissenschaft, Sport und Tourismus fördern soll.

Wir steigen in eine Marschrutka (Minibus) und fahren zum historischen Stadtkern Ocnișas. Es regnet und alles ist sehr still. Aus einer Schule kommen zur Mittagszeit die letzten Schüler und gehen nach Hause. Die Schule besteht aus zwei Teilen – einem Gebäude aus den 1960er-Jahren und einem historischen Gebäude aus dem Jahr 1893. Kaum 300 Meter von der Schule entfernt liegt der Bahnhof. Er hat seine einstige wichtige Funktion als Verkehrsknotenpunkt für Menschen und Güter längst eingebüßt. Einmal täglich verkehrt hier noch der Zug Chișinău-Moskau-Chișinău, auf dessen Strecke auch Bălți und Kiew liegen. Mehrmals wöchentlich hält noch ein Zug, der Reisende nach oder aus St. Petersburg bringt. Die Gleise, an denen wir ein wenig entlangspazieren, wirken verwaist. Hier bemerken wir, dass Bahnhof, Schule und eine orthodoxe Kirche, die wir noch entdecken, wie in einem Dreieck ange-



Bahnhof von Ocnița – einmal täglich nach Moskau. (Foto: Saskia Heller)

ordnet sind. Verkehr, Bildung und Glaube – das waren offenbar um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts die wesentlichen Eckpfeiler für die Menschen dieser Region.



Denkmäler für Lenin und Tschernobyl (unten) in Ocnița. (Fotos: Saskia Heller)



Am Ende kehren wir wieder zurück zu einem Denkmalensemble und es schließt sich der Kreis der Erinnerungskultur im Grenzgebiet. Wie auf dem zentralen Platz in Sokyryany befindet sich hier – in einem kleinen Park vor dem historischen Schulgebäude – die Statue eines siegreichen Soldaten aus dem Großen Vaterländischen Krieg. Doch ein paar Meter daneben steht eine Büste, die es in der Ukraine kaum mehr gibt: Lenin. Und dann erblicken wir noch ein letztes – und nun wieder grenzübergreifendes – Monument: ein Atomgebilde, das an die Liquidatoren des Atomkraftwerks Tschernobyl erinnert.

Die ukrainisch-moldauische Grenze erstreckt sich über 1222 Kilometer. Diese Grenze gab es während der Sowjetzeit auch schon, zwischen der Ukrainischen und der Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik. Seit 1991 bildet sie die Grenze zwischen zwei Nationalstaaten, und das Leben in der Grenzregion wird stärker reguliert. Offiziell gibt es 67 Grenzübergänge, die vor allem seit 2005 mit der European Union Border Assistance Mission to Moldova and Ukraine (EUBAM) europäische Standards anstreben.



Landstraße in der Region Briceni in der Republik Moldau, nahe der Grenze zu Rumänien und der Ukraine. (Foto: Anja Schäfer)

MINDERHEITEN UND HEIMAT

Sehnsucht Italien – Die stillen Helden der Dörfer

Ein ethnischer Flickenteppich kennzeichnet seit eh und je die Grenzregion zwischen der Ukraine, der Republik Moldau und Rumänien. Dies- und jenseits teilen heute die Menschen das gleiche Schicksal: Der Kampf ums Überleben kostet alle Kräfte. Zu viele wandern deshalb aus, nur stille Helden bleiben.

Von **Anja Schäfer, Georgeta Carasiucenco** und **Alina Kashchuk**

„Wenn ein Familienmitglied nicht in Italien arbeitet, ist die Familie arm“, sagt Oleg Odajiu. Der 33-Jährige klingt abgeklärt und resigniert. Oleg lebt in Marschynzi, einem Dorf mit ungefähr 5000 Einwohnern, etwa 30 Kilometer östlich der westukrainischen Provinzhauptstadt Tscherniwzi. Das Dorf liegt an der rumänischen und unweit der moldauischen Grenze. Wie die meisten der Bewohner dieser Region gehört Oleg der moldauischen Minderheit an. Er erzählt von Nachbarn und Bekannten seiner Generation, die ihre kleinen Kinder zurückgelassen haben, um

in Deutschland ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Seine Eltern arbeiten schon lange in Italien.

Auch in anderen Dörfern wie Karapchiw und Slobozia-Șirăuți hört man zahlreiche Geschichten von familiärer Zerrissenheit. Karapchiw, südlich von Tscherniwzi, kurz vor der rumänischen Grenze, ist überwiegend von rumänischstämmigen Ukrainern bewohnt. Lillas Eltern verließen ihr Dorf, als sie 15 Jahre alt war. Erst ging die Mutter, ein halbes Jahr später der Vater. Lilia ist heute 32. Sie lebt zusammen mit ihrem Mann und ihren zwei kleinen Kindern in Karapchiw. Ihr freistehendes Einfamilienhaus könnte ebenso gut in Deutschland stehen. Es ist groß, gepflegt, sehr geräumig und voll eingerichtet.



Die Englischlehrerin Lilia, 32 Jahre, vor ihrem Hauseingang in Karapchiw, Ukraine. (Foto: Anja Schäfer)

Lilia blieb im Dorf bei ihrer Großmutter, als ihre Eltern nach Italien gingen. Während sie von ihrem Haus und ihrer Familie erzählt, füllen sich ihre Augen mit Tränen. Sie schluckt, hält kurz inne, entschuldigt sich. Mehr oder weniger, so sagt sie, teilen alle Familien hier im Dorf das gleiche Schicksal. Man spürt ihren tief sitzenden Schmerz. Lilia erzählt, dass ohne die Unterstützung ihrer Eltern das Haus und ihr Leben in der Ukraine so nicht möglich wären. Sie schätzt, dass 60 bis 70 Prozent der Dorfbewohner dauerhaft in der EU arbeiten. Vor kurzem haben sie und ihr Mann ein kleines Lebensmittelgeschäft im Dorf eröffnet.

Die Kinder aus der rumänischen Schule, in der sie arbeitet, werden in Zukunft auf die engagierte Englischlehrerin verzichten müssen. Sie wird nach ihrem Mutterschutz nicht weiterarbeiten. Für das spärliche Gehalt von umgerechnet 100 Euro monatlich lohnt es sich nicht. Sie möchte lieber zu Hause bleiben und sich um die Ausbildung ihrer Kinder kümmern.



Der Stammbaum von Lillas Familie. Ihre Großeltern mütterlicherseits sind Moldauer, väterlicherseits rumänisch-stämmige Ukrainer. Beide Elternteile leben und arbeiten seit Lillas 15. Lebensjahr in Italien. (Foto: Anja Schäfer)

Auf der Brücke über den Fluss Sereth fährt Maria mit ihrem Fahrrad. Es ist Sonntag. Nach dem Kirchgang war sie zu Besuch in der Nachbarschaft. Wenn sie lacht, blitzen ihre Augen und ihre goldenen Zähne. Seit 1998 arbeitet die heute 71-Jährige in Italien. Sie pflegt eine alte Dame. Dabei wechselt sie sich mit ihrer Tochter und Enkeltochter im dreimonatigen Turnus ab. Maria sagt, bei einer Rente von 200 Euro im Monat würde sie die schwere Arbeit nicht auf sich nehmen. Doch sie hat keine Wahl. Obwohl sie 34 Jahre gearbeitet und sogar einen Doktor an der Universität gemacht hat, reicht ihre Rente von umgerechnet 50 Euro monatlich nicht zum Überleben in der Ukraine.



Die Rentnerin Maria, 71 Jahre, in Karapchiw. Sie arbeitet seit 1998 in der Pflege in Italien. (Foto: Anja Schäfer)

„Soweit ist es mit unserem Land gekommen.“

Zurück im moldauischen Dorf Marschnyzi im Westen der Ukraine. Oksana, 64, ebenfalls Rentnerin, steht hinter der Theke eines kleinen Geschäfts, in dem man von Brot bis Wodka alles bekommt. Sie erzählt von ihrem Bruder, der seiner Frau vor 15 Jahren nach Italien folgte und den fünf Monate alten Sohn bei ihrer Mutter zurückließ. Seine Frau fand er dort mit einem anderen Mann vor. Der Bruder fing an zu trinken und lebt heute gemeinsam mit seiner Mutter von ihrer Rente. Auch Oksana muss arbeiten, da die Rente nicht reicht. 1.400 Hrywnja, umgerechnet 43 Euro, bekommt sie. „Soweit ist es mit unserem Land gekommen“, klagt sie. Seit ihr Mann vor sieben Jahren gestorben ist, bewohnt sie allein die Küche ihres Hauses. Das Geld reicht nicht, um das ganze Haus zu heizen.

Oksanas Tochter lebt und arbeitet in Italien. Ihre Enkeltochter ist geblieben und hat zusammen mit ihrem Mann das kleine Geschäft eröffnet, in dem sie arbeitet. „Ich lebe in der Ukraine und bin Moldauerin“, stellt Oksana fest. Es ist ihr egal, welchem Land oder welcher Nationalität sie angehört, sie möchte nur, dass sich die Arbeitsbedingungen verbessern, dort wo sie lebt. Sie möchte nirgendwohin weggehen, erzählt sie, und dass die Grenze (zu Europa) zwar Geld gebracht, aber alles zerstört hat. Vor Oksanas Laden treffen wir den 13-jährigen Vova. Für ihn steht jetzt schon fest: „Nach meiner Schule werde ich für immer nach Italien gehen.“ Seine Mutter ist schon lange dort.

Obwohl in der Ukraine eine doppelte Staatsangehörigkeit nicht zugelassen ist, haben viele Bewohner der Region Tscherniwzi, historisch Nord-Bukowina, einen rumänischen Pass. Der Pass ist der Freifahrtschein für den europäischen Arbeitsmarkt und somit für einen Lebensunterhalt, von dem die zurückgebliebene Familie in der Ukraine gut leben kann. Das Nachbarland Rumänien stellt der rumänischen und moldauischen Minderheit der Ukraine Pässe aus. Vorausgesetzt, sie sind des Rumänischen mächtig. Daher müssen die Antragsteller vorab einen Sprachtest bestehen.

Seit Juni 2017 dürfen sich alle ukrainischen Staatsbürger, sofern sie genug Geld vorweisen und einen biometrischen Pass besitzen, für 90 Tage ohne Visum in der EU aufhalten. Doch die Ukrainer mit rumänischen und moldauischen Wurzeln sind im Vorteil: Ihr Pass ist ein europäischer und unbeschränkt. Zurzeit gibt es noch kein Gesetz in der Ukraine, das den Besitz eines zweiten Passes ahndet. Das kann sich jedoch jederzeit ändern.

Im März 2018 schätzte die ukrainische Zentralbank die Zahl der im Ausland arbeitenden Ukrainer auf 2,2 Millionen, das entspricht 8 Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung. Die Situation verschärft die Probleme des Landes, da das Rentensystem stark überlastet ist. Die Ukraine hat über 12 Millionen Rentner, die etwa 30 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen.

2017 kam es in der Ukraine zu einer Rentenreform. Sie war unter anderem eine Bedingung des Internationalen Währungsfonds (IWF), der 2014 mit Krediten vorerst einen Staatsbankrott des Landes abwendete. Um das System tragfä-

higer zu machen, ist allerdings neben der Anhebung des Renteneintrittsalters ein wirtschaftlicher Aufschwung des Landes notwendig. Die Abwanderung der Arbeitskräfte und die massive Korruption im Land erschweren jedoch den ökonomischen Fortschritt. 2014 war die Ukraine im Ranking von Transparency International mit Platz 142 von insgesamt 174 Ländern das korrupteste Land Europas. 2017 stand die Ukraine auf Platz 130 von 180.

„Wir leben hier nicht, wir überleben.“

Hört man den Menschen in der Region Tscherniwzi zu, wird schnell klar, dass die Arbeitsmigration in naher Zukunft eher zu- als abnehmen wird. Lilia beschreibt die Situation als Überlebenskampf: „Wir leben hier nicht, wir überleben. Das Leben ist dort (in der EU) besser. Es gibt viele Möglichkeiten Geld zu verdienen, aber unsere Seele ist hier.“ Lilias Beschreibung ist keine, die nur für die Minderheiten der Region spricht. Durch die neue Visumsfreiheit befürchten Migrationsexperten generell einen starken Anstieg der Abwanderung qualifizierter junger Ukrainer. Was machen junge Menschen hier im Dorf? Sie lacht und sagt: „Sie gehen ins Ausland.“ Die jungen Leute machen ihren Universitätsabschluss und gehen fort. Im Ausland arbeiten sie vor allem auf dem Bau, in der Pflege oder als Haushaltshilfen.

Zu der familiären Zerrissenheit kommt der Verlust der kulturellen Identität. „Dies war einmal ein moldauisches Dorf und das nächste auch, heute sprechen alle Ukrainisch und Russisch“, erklärt der Fahrer Sergej, während er durch die moldauischen Dörfer entlang der Grenzregion fährt. In vielen Gesprächen mit Einheimischen wird klar, dass die Identität der Angehörigen von Minderheiten in der Westukraine stark an die Muttersprache gebunden ist. Einfach ausgedrückt: Wird diese von den Kindern nicht mehr gesprochen, sind alle Ukrainer. Die rumänischen Muttersprachler in der Ukraine werden noch auf ungefähr 400.000 geschätzt.



Vova, 13 Jahre, aus Marschynzi, Ukraine. Nach der Schule will er seiner Mutter nach Italien folgen. (Foto: Anja Schäfer)

Zerrissene Familie, verlorene Identität

„Sie wollen uns ukrainisieren“, meint die Lehrerin Lilia. Sie berichtet, wie in den rumänischen Dörfern heute in ukrainischer Sprache unterrichtet wird. In der Vergangenheit spielte sich alles auf Rumänisch ab, somit waren Sprache und kulturelle Identität gesichert. Seit 2012 gibt es ein Gesetz in der Ukraine, dass in den Regionen des Landes, in denen eine Minderheit über zehn Prozent der Bevölkerung ausmacht, deren Sprache als Regionalsprache anerkannt wird. Aufgrund der Arbeitsmigration führt jedoch der Lehrermangel an den rumänischen Schulen dazu, dass zu Ukrainisch als Unterrichtssprache gewechselt wird.



Anita, 14 Jahre, Schülerin der ukrainisch-russischen Schule im 900-Einwohner-Dorf Slobozia-Șirăuți, Republik Moldau. (Foto: Anja Schäfer)



Klassenzimmer für ukrainische Sprache an Anitas Schule in Slobozia-Șirăuți. (Foto: Anja Schäfer)

Wir überqueren die Grenze zur Republik Moldau, und die Situation wendet sich. In den überwiegend ukrainischen Dörfern hinter der Grenze im Nordwesten der Moldau sind die vorherrschenden Sprachen Russisch und Ukrainisch. Die Amtssprache des Landes ist Rumänisch. Im nordmoldauischen Bălți, der zweitgrößten Stadt

des Landes, wird Russisch und Rumänisch zu gleichen Teilen gesprochen, in der Hauptstadt Chișinău, die sich in der Landesmitte befindet, überwiegend Rumänisch.

Anita, die 14-jährige Schülerin der ukrainisch-russischen Schule im 900-Einwohner-Dorf Slobozia-Șirăuți, erzählt, wie wichtig es für sie ist, Rumänisch zu lernen. Ihr kleines Dorf liegt nahe der rumänisch-ukrainischen Grenze und wird hauptsächlich von der ukrainischen Minderheit bewohnt. In den meisten Bildungseinrichtungen des Landes, so berichtet Anita, wird auf Rumänisch gelehrt, in ihrer Schule ist die Unterrichtssprache Russisch. Anita weiß, dass ihr die Türen im Land nur offenstehen, wenn sie das Rumänische fließend in Wort und Schrift beherrscht.

Sie erzählt von ihrem Bruder, der große Probleme in seiner Ausbildung hatte, da ihm die Rumänischkenntnisse fehlten. Heute arbeitet der 21-Jährige als Traktorfahrer in Russland. Ihr Bruder ist nur einer von vielen, und ihm geht es gar nicht gut. Viele Menschen aus dieser Region arbeiten in Russland. Auch Europa wird immer wieder genannt. Angedeutet werden zudem ein paar besondere Geschichten: Einige Frauen aus dem Dorf sollen Männer in den Vereinigten Arabischen Emiraten oder der Türkei geheiratet haben.

Hört man Anita zu, wird schnell klar, dass auch hier die fehlende Perspektive die jungen Menschen abwandern lässt. Es gibt keine Arbeit, keinen Mindestlohn. „Es gibt nichts zu tun, nur die Rentner bleiben hier“, sagt sie und fügt hinzu: „Und was tun selbst diese hier? Nichts.“

„Mütterliche Liebe und väterliche Aufmerksamkeit fehlen den Kindern“

Für ihren Bruder ist es unerträglich, weit weg zu sein. Er sehnt sich nach dem Geruch in seinem Zuhause, nach dem Dorf. „Man kann das mit nichts vergleichen“, stellt Anita fest, und da ist sie wieder, die Traurigkeit, die wir schon jenseits der Grenze in Gegenwart von Lilia gespürt haben.

„Man spürt das Fehlen mütterlicher Liebe und väterlicher Aufmerksamkeit. Die Kinder verändern ihr Verhalten, wollen Aufmerksamkeit um jeden Preis, und im Fach kreatives Schreiben geht es um die Mutter, die nicht da ist“, sagt Ange-

la Cheban. Die 43-jährige ist Ukrainischlehrerin an Anitas Schule. In der Schule sind es 13 Schüler von insgesamt 88, die bei ihren Großeltern oder Verwandten leben. Die Eltern sind im Ausland. „Junge Menschen gehen nach Frankreich, Frauen nach Deutschland“, erklärt sie. Anita zählt ihre Mitschüler auf, die in den vergangenen Jahren mit ihren Familien nach Moskau ausgewandert sind. Ob dies- oder jenseits der Grenze, im Nordwesten der Republik Moldau oder im Südwesten der Ukraine, die Menschen teilen das gleiche Schicksal.

Einen Unterschied gibt es doch. Fährt man durch die Landschaft und Dörfer der Region Tscherniwzi, spürt man eine leise Hoffnung. Die in der Landschaft verteilten überdimensionalen und schlossartig anmutenden Rohbauten verraten den Wunsch der im Ausland arbeitenden Ukrainer, wieder in die Heimat zurückzukehren. Im leblosen Gegensatz dazu stehen die ukrainischen Dörfer auf der moldauischen Seite der Grenzregion. Schon heute, so berichtet Lilia vom Dorf ihrer Großmutter in der Republik Moldau, steht jedes dritte bis vierte Haus leer und niemand kümmert sich darum. Ihre Prognose: In 20 bis 30 Jahren wird es diese Dörfer nicht mehr geben.

„Mit all meinen Kräften habe ich dieses kleine Geschäft eröffnet.“

Derweil versucht die zurückgelassene Generation sich zu widersetzen. Für ihre jungen Familien und unterstützt von den im Ausland lebenden Eltern kämpft sie um ein Überleben in der Ukraine. „Mit all meinen Kräften habe ich dieses kleine Geschäft eröffnet, um einen Penny zu haben, um meine Familie zu ernähren, ansonsten muss ich meine Familie nehmen und nach Deutschland gehen“, sagt Oleg. „Wir hoffen auf eine bessere Zukunft, aber wir wissen es nicht“, gibt Lilia zu bedenken.

Diese Menschen sind die stillen Helden in dieser Region. Sie wollen nicht gehen, sie kämpfen, obwohl sie geplagt sind von der Hoffnungslosigkeit und dem Gefühl, zurückgelassen worden zu sein. Was zählt, ist die Familie und ihr Wohlergehen. „Mich interessiert es nicht, was in meinem Land passiert, mich interessiert nur, was mit meiner Familie los ist“, sagt Oleg. Auch für die mol-



Ein Rohbau in der Republik Moldau, nahe der Grenze zu Rumänien und der Ukraine. (Foto: Anja Schäfer)



Verriegelter Eingang eines verlassenen Hauses in Slobozia-Șirăuți. (Foto: Anja Schäfer)



Oleg (33 Jahre) und seine Frau in ihrem Geschäft in Marschynzi, Ukraine. (Foto: Anja Schäfer)

dausische Schülerin Anita ist das Wichtigste, dass es ihrer Familie gut geht, dass alle gesund sind. Politik und Gesellschaft, so scheint es, spielen kaum eine Rolle im Leben der Menschen hier. Vielleicht, weil der Kampf ums tägliche Brot alle Kräfte beansprucht und keine Aussicht auf Besserung besteht. Wird Oleg bei den anstehenden Parlamentswahlen in der Ukraine im Frühjahr 2019 wählen gehen – und wen? Oleg: „Von zwei Übeln werde ich das kleinere wählen.“



Das Geschäft des jungen Paares an der Hauptstraße in Marschynzi. (Foto: Anja Schäfer)

Hintergrundinfo

Im Süden der Westukraine lebt seit jeher ein Vielvölkergemisch, so auch in Tscherniwzi, der Hauptstadt des gleichnamigen Gebietes und historisches Zentrum des ehemaligen k.u.k. Kronlandes Bukowina. Die südliche Bukowina gehört heute zu Rumänien. Die politischen Umbrüche der Region, die zeitweilig zur österreichisch-ungarischen Monarchie, zu Rumänien und zur Sowjetunion gehörte, haben das Gebiet Tscherniwzi nachhaltig geprägt.

Das Gebiet der heutigen Republik Moldau (historisch Bessarabien) war im 19. und 20. Jahrhundert Teil des russischen Zarenreiches, Rumäniens und der Sowjetunion. Zu Zeiten der Sowjetunion wurde Moldau stark durch die russische Sprache geprägt, was den heutigen Gebrauch des Russischen vor allem im Norden des Landes erklärt. Offiziell und weit verbreitet ist die Amtssprache Rumänisch, von den Moldauern auch als Moldauisch bezeichnet. Andere Minderheiten, die in der ukrainischen Region um Tscherniwzi und im Nordwesten der Republik Moldau lebten und leben, sind Russen, Juden und Roma.

Noch heute gleicht die gesamte Grenzregion einem ethnischen Flickenteppich: rumänische und moldauische Dörfer auf ukrainischer Seite und auf moldauischer Seite sind es zahlreiche ukrainische Dörfer. Für diese Reportage besuchten Georgeta Carasiucenco (Republik Moldau), Alina Kashchuk (Ukraine) und Anja Schäfer (Deutschland) das rumänische Dorf Karapchiw (2090 Einwohner), das moldauische Dorf Marschynzi (etwa 5300 Einwohner), beide in der Ukraine gelegen, sowie das ukrainische Dorf Slobozia-Șirăuți (etwa 900 Einwohner) in der Republik Moldau.



Die Jugend sucht sich neue Räume. Blick über das alte Zentrum von Tscherniwzi (Foto: Robert Schwaß)

JUGEND IN TSCHERNIWZI UND BĂLȚI

Freiraum für ein anderes Leben

Fast fünf Jahre sind nach den Euromaidan-Protesten in der Ukraine vergangen. Gesellschaftlich gab es seitdem weitreichende Veränderungen. Im Land herrschen nach wie vor große wirtschaftliche Probleme, doch junge Menschen scheinen sich davon nicht beeinträchtigen zu lassen. In Tscherniwzi trifft man auf eine neue Generation, die die Dinge selbst in die Hand nehmen möchte.

Von **Diana Ambros**, **Yaryna Borynets**,
Viktoriia Korsun und **Robert Schwaß**

Auf dem Weg aus dem Zentrum in den südlichen Teil der 260.000 Einwohner zählenden westukrainischen Stadt Tscherniwzi weichen die alten Mehrfamilienhäuser aus der Zeit der Habsburgermonarchie prunken Vorstadtvillen und dem zentralen Taras-Schewtschenko-Park. Es geht leicht bergauf, vorbei am Bukowina-Stadion in die Nebesnoyi-sotni-Straße. Hier, in einem Mikro-rajon am Rand der Stadt, wohnen viele der rund 16.000 Studierenden der Nationalen Jurij-Fedkowskytsch-Universität. Untergebracht sind sie in mehreren Wohnheimkomplexen, Gebäude, die in den 1960er-Jahren oder später errichtet wurden. Häuser mit vier oder fünf Stockwerken.



Studenten vor einem der insgesamt fünf Wohnheimkomplexe. Viele Studenten der Jurij-Fedkowskytsch-Universität leben hier während ihres kompletten Studiums. (Foto: Robert Schwaß)

Es ist ein recht grauer Tag und nur wenige Studierende zieht es raus auf den Campus der Wohnheime. Der Sportplatz auf dem Gelände, der von den Sportstudenten genutzt wird, ist noch leer. Alles wirkt ein wenig verschlafen. Es ist Wochenanfang für die Studenten.

Olga Osadchuck ist hingegen hellwach. Wer zu den Studierenden möchte, muss erst an ihr vorbei. Seit 1992 arbeitet sie hier als Wachterka, also Portier, und passt auf, dass in ihrem Wohnheimkomplex alles seine Ordnung hat. Ihr Blick ist wach, ihr Schreibtisch sortiert. Gäste des Wohnheims werden in einem Vorraum mit leicht vergilbten Vorhängen und zwei alten Ledersofas empfangen. Olga macht es sich hinter ihrem Schreibtisch bequem. Heute seien die Studierenden ruhiger geworden, meint sie. Viele würden arbeiten, einige sogar nachts. Natürlich gibt es aber immer noch viele Partygänger. Sie lächelt.

Die Studis hat Olga in ihr Herz geschlossen. Es sind „ihre Kinder“

„Einmal gab es eine Party hier im Wohnheim und gegen ein Uhr nachts hörte ich einige laute Schreie. Ich begab mich ein Stockwerk weiter nach oben und sah einen Studenten, wie er mit einer Halloween-Maske durch die Etage rann. Er schien wohl einige Leute erschrecken zu wollen. Ich ging auf ihn zu, er erkannte mich zuerst nicht durch die Maske und als ich sie ihm abnahm, da erschrak er fürchterlich. Seitdem scherze ich, dass die Studis nicht nur den ‚Tod‘, sondern auch mich fürchten.“ Olga hat die Studis ins Herz geschlossen, sie nennt sie liebevoll „meine Kinder“.

Sie kennt hier alle. Das muss sie auch, denn Gäste dürfen das Wohnheim eigentlich nur dann betreten, wenn sie einen Studentenausweis besitzen. Als sich ein junger Mann, den sie nicht kennt, nicht ausweisen kann, weist sie ihn sehr streng ab. Ins Wohnheim kommt er nicht, obwohl er nur kurz etwas von seiner Cousine abholen will. Gäste dürfen die Studenten nur zwischen 9 und 23 Uhr empfangen.

Dies erscheint plausibel, denn in der Regel teilen sich die Studierenden hier ein Zimmer zu zweit oder zu dritt und jeder hat seinen eigenen Rhythmus. Trotzdem kommen immer wie-

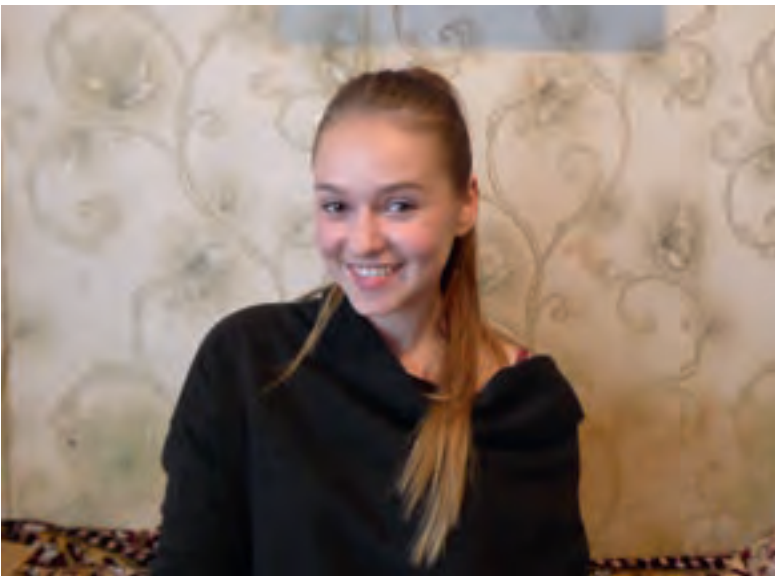


Hat seit 1992 ein Auge auf die Studenten: Olga Ivanivna Osadchuck, 66 Jahre. (Foto: Robert Schwaß)

der einige zu Olga und erzählen von ihren Problemen. Manchmal nur von denen in der Beziehung, aber auch davon, dass sie ihre Väter vermissen, die in der Ostukraine im Krieg kämpfen.

Olga kommt ins Grübeln. Für die Studenten wünscht sie sich eine bessere Zukunft. Aber ganz optimistisch sieht sie diese nicht. Vor allem, wenn sie an sich selbst denkt. Zu niedrig seien die Löhne und auch die Renten. Olga arbeitet 4 mal 12 Stunden pro Woche, für 3.200 Hrywnja (rund 100 Euro) im Monat. Dazu erhält sie knapp 1.600 Hrywnja Rente. In Tscherniwzi kommt sie damit gerade so über die Runden. Wenn es nach ihr geht, sollen es die Studenten später einmal besser haben. Viele von ihnen streben nach besseren Verhältnissen, auch im Wohnheim. Beispielsweise würden sie viel öfter Dinge von zu Hause mitbringen als früher, kleine Möbel oder andere Gegenstände. Sie beschwerten sich häufiger als noch vor einigen Jahren, sagt Olga. Ein Grund dafür ist auch die Überbelegung. 1992, als Olga im Wohnheim ihre Arbeit begann, lebten noch 380 Studenten im Wohnheim. Heute sind es auf der gleichen Fläche ungefähr 650.

Eine von diesen Studenten ist Lidia Leshko. Ihr Zimmer liegt ziemlich weit oben. Ein Korridor mit vielen Türen links und rechts, es wirkt ein wenig wie in einem ungemütlichen Hotel oder in einer in die Jahre gekommenen Herberge. In der Mitte des Ganges eine Küche, an beiden Enden die Toiletten. Das Licht brennt schwach. Lidia kocht



Lidia Leshko, 20 Jahre, studiert Journalismus und arbeitet nebenbei beim Radio und als Fotomodell. (Foto: Robert Schwaß)

einen Tee auf. Die 20-jährige Journalismus-Studentin lebt seit Beginn ihres Studiums im Wohnheim. Es sei schlicht und einfach billiger, als sich in der Stadt ein Zimmer zu mieten. Die Preise im Wohnheim liegen bei ca. 450 Hrywnja im Monat inklusive Nebenkosten, ein Zimmer in der Innenstadt von Tscherniwzi kann man je nach Ausstattung ab 1.700 Hrywnja bekommen. Für Lidia ist das noch zu teuer. Doch sobald sie die Möglichkeit hat, möchte sie ausziehen. Bis dahin macht sie es sich in ihrem Zimmer ein wenig gemütlich. Soweit es geht.

Große Veränderungen der Wohnverhältnisse strebt Lidia nicht mehr an

Ihre Mitbewohnerin Nastya ist gerade nicht da, das dritte Bett nicht belegt. Trotzdem ist nicht viel Platz im Zimmer. Ein Schreibtisch für die beiden Mädchen, eine kleine Kommode zum Schminken, Kleiderschränke, dunkelbraune, alte Möbel. An der Wand eine gelbe Tapete mit Blumenelementen. „Liebt Nastya, schätzt Nastya, hütet Nastya“, steht in kyrillischen Buchstaben an der Wand. Und „The perfect time is now.“ Lidia lacht. Das sei von ihrer Mitbewohnerin, quasi als Selbstmotivation, morgens zum Aufstehen. Es sind diese kleinen Dinge, mit denen man sich das Leben im Wohnheim etwas angenehm macht.



„Liebt Nastya, achtet Nastya ...“ Lidias Mitbewohnerin motiviert sich mit Sprüchen an der Wand. (Foto: Robert Schwaß)



Lidia in ihrem Zimmer beim Gespräch mit dem Recherche team. (Foto: Robert Schwaß)

Dazu zählen auch die Freunde, mit denen man sich in der Küche trifft und gemeinsam kocht.

Große Veränderungen der Wohnverhältnisse strebt Lidia nicht an. „Man sollte die Wohnheim besser abreißen und neue bauen!“, scherzt sie. Vieles sei einfach zu alt, wie beispielsweise die Tapeten, die hinter einigen Schränken schon abfallen. Von den Kakerlaken mag sie erst gar nicht sprechen. „Da könnte man noch so viel sprühen, die kann man einfach nicht vernichten.“ Doch mit einigen dieser Dinge hat sich Lidia arrangiert, inzwischen ist sie nur noch zum Schla-



Die 24-jährige Viktoria (Vika) Medvedko engagiert sich in der Kulturszene Tscherniwzis. (Robert Schwaß)

fen im Wohnheim. Neben dem Studium arbeitet die ehrgeizige junge Frau beim Radiosender 100.0 Bukowiner Welle. Lidia, die in Iwano-Frankiwsk aufwuchs, wollte schon immer Journalistin werden. „Als ich klein war, schaute ich oft gemeinsam mit meinen Eltern Fernsehen. Die Nachrichtensprecher haben mich schon damals beeindruckt.“

Neben Studium und Nebenjob arbeitet Lidia als Fotomodell. Auf Instagram folgen der Studentin rund 2700 Abonnenten. Die Fotos zeigen eine hübsche, selbstbewusste Frau. Ihre Haare trägt Lidia meist offen, auf einigen Bildern ist ihr breites Lächeln sehr jugendlich, auf anderen wirkt sie deutlich älter als 20 Jahre. Lidia mag es, fotografiert zu werden, für einige der Shootings hat sie inzwischen auch Geld bekommen. Jetzt steht jedoch erstmal der Bachelor-Abschluss an. Danach soll es am besten nach Kiew gehen. Schnell trinkt Lidia ihre Tasse Tee aus und verabschiedet sich freundlich. Sie hat jetzt eine Vorlesung, danach muss sie arbeiten.

Mit der Marschrutka Nr. 5 geht es zum Campus oder in die Innenstadt. Vor allem morgens ist der Bus überfüllt. Die ersten Seminare beginnen um 8.20 Uhr. Wer pünktlich kommen möchte, hat nur den einen Bus um kurz vor 8 Uhr. Der Himmel ist inzwischen etwas klarer geworden, mehr Leute spazieren auf den Straßen. Vor allem die ehemalige Herrengasse, die heutige Olha-Kobyljanska-Straße, ist gut besucht. Schon im 19. Jahrhundert war die Straße eine Flaniermeile im

damaligen Czernowitz. Die Prunkbauten in der Fußgängerzone sind schön hergerichtet worden, an jeder Ecke gibt es Straßenmusiker. Tagsüber sitzen Leute in feinen Restaurants oder Cafés, abends gehen sie in einige der anliegenden Bars. Sehen und gesehen werden.

In einem dieser Cafés sitzt Viktoria (Vika) Medvedko. Entspannt nippt die 24-Jährige an ihrem Cappuccino. Ein starker Kaffeeegeruch liegt in der Luft. Vika kommt gerne hierher. Die Getränke sind gut und das Café ist stilvoll eingerichtet. Sie sitzt draußen an einem Tisch mit weißen, schicken Stühlen. Am Nachbartisch kichern ein paar Mädchen, machen Selfies und schauen sich Videos auf dem Smartphone an. Passanten laufen vorbei, einige kennt Vika, die seit 2011 in Tscherniwzi lebt. 2015 beendete sie ihr Studium als Dolmetscherin, seitdem arbeitet die junge Frau im Kulturmanagement und betreut verschiedene Projekte. Ihr letztes Projekt war eine deutsch-ukrainische Sprachwerkstatt.

„Man muss die Dinge selbst in die Hand nehmen.“ (Viktoria Medvedko)

Neben Deutsch und Ukrainisch spricht Vika fließend Russisch und Englisch. Manchmal wechselt sie von einer Sprache in die andere. Man merkt ihr an, dass sie eine Menge zu erzählen hat. „Schon mit 15 Jahren hing ich gerne mit Menschen ab, die aktiv waren, in Bands spielten, Filmabende oder Vorlesungen organisierten. Für mich war das normal.“

Dass Vika überhaupt in Tscherniwzi studiert hat, war eine Entscheidung ihrer Eltern. Eigentlich wollte sie in ihrer Heimatstadt Chmelnyzkyj bleiben. Doch nach anfänglichen Schwierigkeiten hat sie die Stadt lieb gewonnen. Und sich entschieden, auch hier selbst aktiv zu werden. Zu Beginn des Studiums fehlten ihr dafür jedoch die Mitstreiter: „Zum Glück musste ich nie im Wohnheim wohnen, aber ich wollte meine Bekannten trotzdem motivieren, gegen die Wohnverhältnisse zu protestieren.“ Viele winkten ab. Es sei einfacher, die Aufpasser (Wachterkas) mit einer Flasche Cognac zu bestechen, damit man beispielsweise einen Wasserkocher auf dem Zimmer nutzen kann. Offiziell ist das verboten. Doch mit der Zeit lernt Vika andere Aktivisten kennen, man

schätzt und vernetzt sich. „Tscherniwzi ist eine recht kleine Stadt, dennoch haben viele der aktiven jungen Leute am Anfang oft ihr eigenes Ding gemacht.“ 2015 ändert sich das. Im Rahmen eines Projektes macht eine Gruppe von Aktivisten auf verlassene Orte in und außerhalb des Stadtzentrums aufmerksam. Eines davon ist nur wenige hundert Meter vom Café entfernt. Vika lächelt: „Wenn du die Fassade von der Seite der Olha-Kobyljanska-Straße siehst, erkennst du nur die normale Fassade. Doch dahinter befindet sich ein über 1000 Quadratmeter-Komplex, ein altes verlassenes Kino!“ Dieses wurde durch das Projekt öffentlich zugänglich gemacht. Heute ist es leider wieder geschlossen. Manche Sachen brauchen eben einen langen Atem.

Diese innovativen Projekte sind nicht immer ungefährlich. Mit Vika befreundete Aktivistinnen wollten den Film „Gay-Propaganda“ zeigen, über Menschen der LGBT-Community, die in der Ostukraine kämpfen. Einigen in Tscherniwzi ging das zu weit. Mehrere, teilweise verummte junge Männer belagerten das Gebäude, in dem der Film vorgeführt werden sollte und bedrohten die Aktivistinnen. Es war eine Gruppe von 30-40 Rechten, die schon häufiger Gewalt ausgeübt hatten, ohne dass die Polizei eingeschritten war. Im Gegenteil, einige der Rechten und Polizisten grüßten sich sogar mit Handschlag. Vika redet selbstbewusst und offen über solche Probleme und versucht, optimistisch zu bleiben. Schließlich sei es nur eine kleine Gruppe und trotz großer Vorbehalte in der Bevölkerung gegenüber LGBT-Gruppen gäbe es in Tscherniwzi auch viele Unterstützer. Optimistisch stimmt sie auch, dass sich bei jungen Leuten inzwischen ein neues Bewusstsein bildet, „dass man selbst aktiv sein muss. In Tscherniwzi gibt es beispielsweise nicht so viele großartige Konzerte. Dann müssen wir die Künstler eben selbst herholen!“ Ein Grund für den Aktivismus sei auch der Maidan. Spätestens seit 2015, so denkt Vika, gibt es mehr Menschen, die zivilgesellschaftlich aktiv sind. Einige ihrer Freunde haben sich bewusst entschieden, in der Ukraine zu bleiben, um etwas im Land zu verändern statt auszuwandern.

Finanziert wird zivilgesellschaftliches Engagement oft durch ausländische Fördermittel oder aus der eigenen Tasche der Aktivisten selbst. Auch im Bildungssektor gibt es einige Veränderungen. So gibt es beispielsweise seit Herbst



Hinter diesem Haus verbirgt sich ein ehemaliges Kino. Im Rahmen einer Aktion haben es Vika und ihre Freunde der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. (Foto: Robert Schwaß)

2015 die von den USA finanzierte und nach dem Vorbild einer israelischen Organisation aufgebaute Ukrainian Leadership Academy. Diese ist bereits in insgesamt sechs ukrainischen Städten aktiv, eine davon ist Tscherniwzi. Die Teilnehmer werden in harten Bewerbungsverfahren ausgewählt. In zehnmonatigen Programmen sollen die jungen Menschen ihr Demokratieverständnis schulen. Selbstentwicklung, sowohl emotional als auch intellektuell und körperlich, sei das Ziel der Akademie. Die jungen Teilnehmer, die oft direkt von der Schule kommen, sollen spä-



In dieser Wohnung möchten Denis und seine Freunde einen kulturellen Freiraum einrichten. (Foto: Robert Schwaß)



Denis hat ein Jahr bei der Ukrainian Leadership Academy verbracht. (Foto: Robert Schwaß)

ter zu den Führungskräften des Landes zählen. Das Programm der Ukrainian Leadership Academy hat klare Vorgaben. Die zehn Monate verbringen die Teilnehmer gemeinsam in der Akademie. Zusammen aufstehen, feste Essenszeiten,

Frühsport und gemeinsame Aktivitäten stehen auf dem Programm, aber auch Reisen, beispielsweise nach Brüssel, wo die jungen Leute die Institutionen der Europäischen Union kennenlernen. Viel Freizeit und individueller Freiraum bleiben da kaum.

„Unsere Eltern sind in der Sowjetunion aufgewachsen. Alles wurde von staatlicher Seite aus organisiert. Wir sind anders. Wir haben eigene Wünsche und wollen etwas verändern.“ (Denis Dvorskyi)

In einem Land, in dem auch im Bildungssystem Korruption allgegenwärtig ist, stellt die Ukrainian Leadership Academy eine Chance dar. So auch für Denis Dvorskyi. Die zehn Monate in der Akademie waren die aufregendsten in seinem Leben. Für ihn war das Programm auch wichtig, um die ukrainische Identität zu stärken. Seine Eltern sind in der Sowjetunion aufgewachsen und



Barkeeper Anton in seiner Contrabanda-Bar im Interview. (Foto: Yuliia Drahan)

haben nicht so viel Motivation, die Verhältnisse zu verändern. Aber er und seine Freunde möchten etwas bewegen. Seine Freunde trifft Denis in einer Wohnung im Stadtzentrum Tscherniwzis.

Es ist ein beeindruckendes Appartement, mit hohen Decken und einem alten Dielenfußboden. Ein riesiger Kronleuchter hängt an der Decke. Hier plant Denis' Kumpel Orest einen Freiraum zu entwickeln, einen Ort, der mehr ist als eine Wohngemeinschaft. Bis zu zehn Menschen hätten in der riesigen Wohnung Platz, einige Zimmer werden momentan ausgebaut. In der Wohnung soll es später Kulturveranstaltungen, Lesungen oder gemeinsame Filmabende geben. Dinge, die im Studentenwohnheim nicht möglich sind.

„Politisch hat sich seit dem Maidan nicht so viel geändert. Das System ist an vielen Stellen immer noch ziemlich korrupt. Deswegen arbeite ich lieber als Barkeeper statt als Anwalt. Das hat mehr Seele.“ (Anton Skrypnichuk)

Es wird dunkel, die letzten Sonnenstrahlen verschwinden am Horizont, doch im Zentrum von Tscherniwzi herrscht noch immer ein buntes Treiben. Begibt man sich in eine der unscheinbaren Seitenstraßen, dann findet man, ebenfalls ein wenig versteckt, den Weg in die Contrabanda-Bar. Es ist ein gemütlicher Keller, die Wände sind teilweise unverputzt, von den Decken hängen Lampen im Retro-Look. Hinter der Theke steht teurer Alkohol aus dem Ausland, es riecht nach Falafel, die in der Küche frisch zubereitet werden. Aus den Boxen erklingt Jazz und Led Zepelin. Viele der aktiven jungen Leute treffen sich hier nach Feierabend, sagt Anton Skrypnichuk, der 22-jährige Barkeeper im Contrabanda. Anton spricht ruhig und langsam. Stundenlang könnte er von seinen Lieblingsgetränken erzählen, einige Cocktails hat er selbst kreiert. „Einmal hatten wir eine Band hier und ich sollte der Sängerin einen Cocktail mit Whiskey mixen. Ich sagte ihr, sie sei eine tolle Künstlerin. Doch sie antwortete nur: Nein, du bist der Künstler.“ Darüber freut er sich. Für seine jungen Jahre ist er bereits viel herumgekommen, hat unter anderem in Irland auf dem Bau gearbeitet. Jetzt studiert er Wirtschaft

im Rahmen eines Fernstudiums, vorher hat er bereits Jura studiert. Doch als Anwalt möchte er nicht arbeiten. Ihm sei das System zu korrupt, sagt er. Eine Bar ist dagegen ehrliche Arbeit. Damit kommt Anton ganz gut über die Runden. Bis zu 700 Hrywnja kann er an guten Tagen verdienen. So komme er auf ein Monatsgehalt, das das Durchschnittseinkommen vieler Ukrainer von 7.400 Hrywnja, rund 230 Euro, bereits übersteigt.

Niedrige Gehälter und Korruption seien nur zwei von vielen Problemen, meint Anton. Er findet auch, dass sich seit dem Maidan politisch nicht so viel getan habe. Deswegen werden Men-

schen wie er jetzt selbst aktiv. Anton kann sich vorstellen, später selbst einmal eine Bar zu eröffnen. Vielleicht in Tscherniwzi oder in der Ukraine. Und wenn es sich ergibt, auch im Ausland. So wie Anton denken viele der jungen Aktivisten. Ob sie in der Ukraine bleiben, hängt auch mit den politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in den nächsten Jahren zusammen. Für Anton ist zumindest eines klar: Egal wo seine Zukunft sein wird, Tscherniwzi ist der Ort, an den er später zurückkehren möchte, sollte er nicht hierbleiben. Er nimmt die Bestellung des nächsten Gastes an und beginnt einen neuen Cocktail zu mixen.

Auf dem Boden der Tatsachen

Czernowitz – Cernăuți – Черновицы – Чернівці

Von **Robert Schwaß**

Alein anhand der vielen Namen Tscherniwzis lässt sich die wechselvolle Geschichte der historischen Hauptstadt der Bukowina ablesen. Lange Zeit gehörte der Ort zum Fürstentum Moldau, 1774/75 wurde Czernowitz Teil der Habsburgermonarchie, die Stadt erlebte eine kulturelle Blüte mit Schriftstellern und Dichtern wie Selma Meerbaum-Eisinger, Klara Blum, Paul Celan, Rose Ausländer, allesamt geboren und aufgewachsen in Czernowitz. Auch Olha Kobyljanska, eine der bedeutendsten ukrainischen Schriftstellerinnen, lebte in der Stadt. Österreich-Ungarn zerfiel 1918. Czernowitz wurde Cernăuți und gehörte zum Königreich Rumänien. 1940 wurde die Stadt im Anschluss an den Hitler-Stalin-Pakt zu Черновицы (Tschernowizy), was der russischen Bezeichnung

entspricht. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion gehörte die Stadt wieder zum mit Deutschland verbündeten Rumänien, bis es 1944 Teil der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik wurde, nun als Чернівці (Tscherniwzi). 1991 erlangte die Ukraine ihre Unabhängigkeit.

Kulturen und Sprachen verschwanden in den vergangenen Jahrhunderten oder kamen hinzu. Ihre Spuren sind im Stadtbild weiterhin sichtbar, in der Architektur – im österreichischen Jugendstil, im rumänischen Konstruktivismus oder im sowjetischen Plattenbau. Auch ein Blick nach unten lohnt sich: Die Gullydeckel existieren teilweise noch in ihrer alten Form in den Straßen. Auf dem Boden der Tatsachen finden sich verschiedene Inschriften, neue und alte aus vergangenen Tagen.



Stadtgeschichte auf Schritt und Tritt: Gullydeckel in Tscherniwzi aus vier politischen Epochen. (Fotos: Robert Schwaß)



Die Garagen von Bălți haben ihre eigene Geschichte (Foto: Robert Schwaß)

In den Garagen von Bălți

Moldau ist eines der ältesten Weinbauländer der Welt. Spuren des kultivierten Anbaus von Reben reichen bis zu 5000 Jahre zurück. Eine Tradition, die bis heute Bestand hat und nach wie vor weitergegeben wird. Denn viele Familien kaufen ihren Wein nicht nur im Supermarkt, sondern stellen ihn selbst her. In Bălți sind die Vorstadtgaragen auch Weinanbaubereich.



Sashas Kumpel Jura (hinten) studiert in Rumänien. Wein herstellen ist für ihn ein wichtiger Teil seiner Identität. (Foto: Robert Schwaß)

Von Robert Schwaß, Yaryna Borynets, Viktoriia Korsun und Diana Ambros

Wir sitzen in einem Schnellrestaurant im Zentrum von Bălți. Die Stadt ist die zweitgrößte in Moldau und wichtigstes Industriezentrum im Norden der Republik. Es ist ein ungemütlicher und recht grauer Septembertag. Bălți vermag dem tristen Wetter im ersten Moment nicht viel entgegenzusetzen. Große, ein wenig in die Jahre gekommene Plattenbauten prägen das Stadtzentrum, aus dem Brunnen auf dem zentralen Platz sprudelt schon lange kein Wasser mehr, so scheint es zumindest. Das Schnellrestaurant ist am frühen Abend ziemlich gut besucht. Zwei junge Männer, ungefähr in unserem Alter, fragen uns, was Deutsche und Ukrainer zusammen mit Moldauern in Bălți machen. Wir kommen mit Aleksandr und Jura ins Gespräch. Sie möchten uns am nächsten Tag gerne die Stadt zeigen und zur Traubenlese mitnehmen. Am Rande der Stadt gäbe es etwas zu ernten und Hilfe könnten sie gut gebrauchen.



Sasha hilft seinem Vater regelmäßig. An den Garagen haben die beiden einige Rebstöcke angepflanzt. (Foto: Robert Schwaß)

Unzählige Garagen stehen hier beieinander. An fast jeder befinden sich Rebstöcke

Pünktlich um 14 Uhr holen uns Jura und Aleksandr, den alle Sasha rufen, in der Stadt ab. Wir verlassen das Zentrum von Bălți. Die Stadt ist recht überschaubar. Schnell weichen die Plattenbauten ein- bis zweigeschossigen Häusern am Stadtrand, die Gärten wirken gepflegt. Wir fahren vorbei an den ehemaligen Lenin-Werken. Ein großes Bild des Revolutionärs prangt an den alten Fabrikwänden, obwohl das Gelände schon längst unter dem Namen „Răut“, einem Maschinenbauunternehmen, firmiert. Ein großes Krankenhaus folgt entlang der nicht endenden Straße, bevor wir noch kurz eine Trabantensiedlung durchqueren und dann in eine Seitenstraße abbiegen. Wir lassen Bălți hinter uns. Aber nur ein Stück. Hier, vor den Toren der Stadt, liegen die Garagen von Bălți. Und der ganze Stolz von Jura und Sasha. Unzählige Garagen, ähnlich wie man sie aus anderen Großstadtsiedlungen kennt, stehen hier beieinander. Und an fast jeder befinden sich Rebstöcke. Hier werden wir Trauben lesen.

Sasha erzählt uns, dass sein Vater und Bekannte einige Garagen selbst gebaut haben. Die Stadt hat das Gelände günstig verkauft. Nun nutzt jeder die Garage für seine Zwecke. Sashas Vater kommt oft nach der Arbeit her und grillt mit sei-



Geographische und klimatische Bedingungen begünstigen den Weinbau in Moldau. Das Land liegt auf demselben Breitengrad wie das französische Burgund. (Foto: Robert Schwaß)

nen Bekannten. Der Nachbar von gegenüber hat Hasen, ist aber gerade nicht da. Ein anderer repariert Autos. Sashas Vater stellt hier seinen eigenen Wein her. Auch Sasha ist in die Kunst des Winzers schon eingeweiht worden. Immer wenn der Vater Hilfe braucht, kommt er vorbei. Der Vater hat es von seinem Vater gelernt und auch Sasha möchte die Tradition später weitergeben. Guter Wein soll schließlich von zu Hause kommen, süßlich soll er schmecken und am besten nicht so stark sein. Der 21-Jährige lacht.

Sein ein Jahr älterer Kumpel Jura sieht das ähnlich. Er erinnert sich noch gut daran, wie er bei seiner Oma als Kind Trauben gelesen hat. Erst durfte er nur sammeln, doch als er älter wurde, hat auch er gelernt, wie man Wein herstellt. Jura macht einen sehr herzlichen Eindruck auf uns. Momentan studiert er Wirtschaft in Iași, einer rumänischen Universitätsstadt unweit der moldauischen Grenze. Immer wenn er Ferien hat, kommt er zurück nach Hause.

Wir machen uns an die Reben und ernten die frischen Trauben. Mehrere Eimer werden so gefüllt. Nur die guten, richtig reifen Früchte werden gelesen. Sasha erklärt, dass sein Vater den Wein per Saftgärung herstellt, das heißt, das Fruchtfleisch wird nicht zur Gärung genutzt, lediglich der Fruchtsaft, auch Most genannt. Wir trinken einen guten Schluck des süßen Weines und stellen die Eimer in der Garage ab. Sashas Vater wird nachher vorbeikommen und sie abholen.



Ivan stammt eigentlich aus Moskau, doch der 68-Jährige lebt schon seit vielen Jahren in Bălți. Regelmäßig kommt er in seine Garage zur Weinherstellung. (Foto: Robert Schwaß)



Ivans Garage – ein Antiquitätenladen

Dann machen wir uns auf den Heimweg, entlang an den anderen unzähligen Garagen. Vor einer treffen wir Ivan. Auch er stellt gerade seinen Wein her. Seine Garage sieht aus wie ein Antiquitätenladen. Banner und Medaillen befinden sich in seinem Reich, das nur wenige Quadratmeter groß ist. Einige Gitarren stehen an der Seite. Aus einem der alten Radios ertönt tatsächlich noch Musik. Der 68-Jährige hütet seine Garage wie einen Schatz und kommt hierher, wann immer er Zeit hat.

Wir konnten nur kurz hinter die Garagentore blicken, doch eines haben wir in dieser knappen Zeit erfahren: dass sich hinter jeder Garage von Bălți eine eigene Geschichte, ein eigenes Schicksal verbirgt. Wir verabschiedeten uns von Sasha und Jura, beeindruckt von ihrer Gastfreundschaft. Sasha muss los, er arbeitet als Krankenpfleger und hat heute noch Schicht. Auch wir fahren zurück ins Stadtzentrum. Nicht ohne uns auf ein erneutes Treffen zu verabreden. Auf ein nächstes Mal, in den Garagen von Bălți.

Wein aus der Republik Moldau

Obwohl die Republik Moldau mit einer Fläche von knapp 34.000 Quadratkilometer (entspricht in etwa der Fläche Nordrhein-Westfalens) ein relativ kleines Land ist, wird in dem recht jungen Staat weit mehr Wein angebaut als in Deutschland. Zu Sowjetzeiten galt das Gebiet als Weinberg der Sowjetunion. Der Anteil an der Gesamtproduktion von Wein betrug bis zu einem Viertel. Doch durch Gorbatschows Kampf gegen den Alkoholismus verlor das Land bis zur Hälfte seiner Anbaufläche. Heute ist die Weinwirtschaft der wichtigste Exportzweig des Landes und jährlich gehen zwischen 1,0 und 1,5 Mio. Hektoliter Wein (ca. 2 Mio. Flaschen) ins Ausland. Am zweiten Sonntag im Oktober feiert die Bevölkerung den nationalen Weintag Sărbătoarea Vinului.

Zwischen Selbstverwaltung und Recycling

Knapp 6000 Studierende sind an der Staatlichen Alecu-Russo-Universität Bălți immatrikuliert. Damit ist die Universität die zweitgrößte in der Republik Moldau. Zudem gibt es in der Stadt weitere höhere Bildungseinrichtungen. Wie eine Studentenstadt wirkt Bălți jedoch nicht. Doch auch hier wollen junge Menschen etwas verändern. Wir haben zwei von ihnen getroffen.



Als Präsident der studentischen Selbstverwaltung verfügt Victor Grigor sogar über ein eigenes Büro. Hier trifft er sich mit seinem Team, um Fragen und Probleme der Studierenden zu besprechen. (Foto: Robert Schwaß)

„Wir jungen Leute werden kaum in gesellschaftliche Prozesse einbezogen.“

Victor Grigor ist 24 Jahre alt und studiert Geographie und Biologie in Bălți. Er ist seit 2016 Präsident der studentischen Selbstverwaltung und befindet sich in seiner zweiten Amtszeit.

Von **Diana Ambros** und **Robert Schwaß**

Was bedeutet es für dich, Präsident der studentischen Selbstverwaltung zu sein?

Victor: Es ist eine tolle Aufgabe. Uns gibt es in dieser Form seit knapp sechs Jahren. Wir sind ähnlich strukturiert wie man es vom Gymnasium und Lyzeum kennt. Es gibt aus jeder Fakultät eine Person, die in den Senat gewählt wird. Unge-

fähr 25 Prozent der Studierenden nehmen in der Regel an diesen Wahlen teil. Wir sprechen mit Studierenden über ihre Probleme und was sie auf dem Campus verändern wollen.

Was leistet ihr sonst noch für das Campusleben?

Victor: Wir organisieren auch Exkursionen. In diesem Jahr haben Studierende der Universität Bălți die Regionen Piatra Neamț und Botoșani in

Rumänien besucht. Sie trafen dort rumänische Staatssekretäre, unter anderem Veaceslav Sarameț [beschäftigt sich mit den im Ausland lebenden Rumänen]. Aber auch Begegnungen mit den politisch Verantwortlichen dieser Regionen standen auf dem Programm. Ich selbst habe mich sehr über ein Treffen mit anderen Studierenden gefreut, die ein studentisches Wissenschaftszentrum eröffnen möchten.

Außerdem hast du noch eine Studentenzeitung herausgegeben.

Victor: Genau, die *Viața Studențească* (Studentenleben), die von zwei Studentinnen der Fakultät für Literatur redaktionell betreut wird. Die Artikel behandeln das Studentenleben bei uns auf dem Campus.

Es ist dein letztes Studienjahr hier an der Uni. Wie geht's für dich danach weiter?

Victor: Das ist schwer zu sagen. Zwar sind wir Studenten ziemlich aktiv, aber ich sehe keine Perspektive in der Republik Moldau. Weder in Bălți noch in Chișinău. Die Gehälter sind schlecht und wir jungen Leute werden kaum in gesellschaftliche Prozesse einbezogen. Ich kann also noch nicht sagen, wo es hingehet. Dieses Jahr werde ich meinen Abschluss in Biologie und Geographie machen und dann schaue ich mal. Als Lehrer möchte ich nicht arbeiten. Und im Land bleiben wahrscheinlich auch nicht.

Link zur Studierendenzeitung:

<https://www.facebook.com/revistaviatastudentasca/>

„Meine Mutter meinte, ich sei verrückt.“

Olga Rusu ist 20 Jahre alt. Sie ist Präsidentin der Nichtregierungsorganisation Tara Verde Moldova (Grünes Land Moldau) und Studentin an der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften, eine Zweigstelle der Alexandru Ioan Cuza Universität Iași (Rumänien) in Bălți.

Ihr habt die Organisation Tara Verde selbst gegründet. Woher kam die Motivation?

Olga: Bereits in der Jugend habe ich mich für Ökologie und Geographie interessiert und mich bei einer Organisation gemeldet. Diese beschäftigte sich aber nicht nur mit Ökologie, deshalb wollte ich was Eigenes auf die Beine stellen. Also gründete ich eine Organisation für Recycling von Kunststoff und Papier. Meine Mutter meinte, ich sei verrückt. Freiwilligenarbeit in Moldau? Das sei etwas Absurdes. Inzwischen hat sie verstanden, wie wichtig mir die Sache ist.

Wie schwierig war es, eine NGO in der Republik Moldau zu gründen?

Olga: Es war wie eine Fahrt in die Hölle und wieder zurück, um ehrlich zu sein. Wir waren bei der Gründung noch alle sehr jung, viele erst 16 oder 17 Jahre alt. Wir hatten kein Vorwissen und auch kein Geld für einen Anwalt, der uns hätte beraten können. Auch mit den ganzen Dokumenten und den bürokratischen Hürden hatten wir viel zu tun. Mehrmals gab es Probleme mit dem Jus-

tizministerium, weil Anträge nicht vollständig waren. Es war ein langer Prozess. Zum Glück gab es ältere Mitglieder, die uns geholfen haben. Jetzt gibt es uns fast ein Jahr, finanziert werden wir größtenteils durch das Peace Corps, eine US-amerikanische Freiwilligenorganisation, die 1961 auf Initiative von John F. Kennedy gegründet wurde.

Wie seid ihr strukturiert?

Olga: Wir sind 15 Mitglieder, von denen einige nicht mehr in der Republik Moldau leben. Wir wollen aber noch Leute hinzugewinnen. In den nächsten Monaten möchten wir an Schulen gezielt um neue Mitglieder werben. Es läuft dazu aktuell ein landesweites Recycling-Projekt: „Gewinnen durch Recycling“.

Wie funktioniert dieses Projekt und für wen ist es gedacht?

Olga: Es richtet sich an Jugendliche. Wir gehen direkt in die Schulen, dieses Jahr nehmen neun Einrichtungen aus Bălți, zwei aus Rîșcani und eine aus einem Vorort von Chișinău teil. Schülerinnen und Schüler sammeln Papier und Plastik.



Ein kleiner Anfang: Mit ihrer Organisation Tara Verde sammelt Olga Rusu Plastikflaschen in einem Container auf dem Campus, damit sie später recycelt werden können. (Foto: Robert Schwaß)

Eine Firma unterstützt uns und kauft das Papier für 1,40 Lei sowie Plastik für 2,50 Lei pro Kilogramm. Das ist doppelt so viel wie auf dem Markt und natürlich eine großartige Sache. Die Schule, die am aktivsten sammelt, erhält nochmals einen kleinen finanziellen Zuschuss.

Womit befasst ihr euch noch?

Olga: 2017 haben wir ein umweltfreundliches Forum in Bălți durchgeführt, das Green Vision Projekt. In einem Fotowettbewerb haben wir den gegenwärtigen Zustand der Umwelt in der Republik Moldau und Transnistrien dokumentiert. Ein anderes Projekt: Auf dem Campus hier an der Uni haben wir Container aufgestellt, wo Plastik, beispielsweise große Flaschen, gesammelt und danach recycelt werden können.

Wie kombinierst du dein Studium und deine Arbeit innerhalb der Organisation?

Olga: Na ja, viel Zeit fürs Studium bleibt kaum. Zu Hause habe ich noch zwei kleine Brüder, um die ich mich nebenbei kümmern muss. Müsste ich zwischen Studium und Ehrenamt wählen, würde ich immer das Ehrenamt vorziehen.

Wo siehst du eure Organisation in fünf Jahren?

Olga: Das ist eine schwierige Frage. Ich hoffe, wir können dazu beitragen, dass die Menge an Plastik in meinem Land reduziert wird. Auch über mehr Wertschätzung von staatlicher Seite würde ich mich freuen. Ich träume auch von einer stärkeren Zusammenarbeit mit anderen Organisationen, ähnlich wie beispielsweise das Peace Corps es bereits macht. Für mich selbst könnte ich mir vorstellen, weiter eine leitende Rolle innerhalb unserer Gruppe einzunehmen.

Link zur NGO Tara Verde:

<https://www.facebook.com/taraverdemoldova/>



Militärdenkmal in Tiraspol, Transnistriens Hauptstadt. (Foto: Alina Kuvaldina)

TRANSNISTRIEN

„Willkommen im Sheriff-Land“ – Einblicke in die separatistische Republik Transnistrien

Transnistrien ist ein Landstrich zwischen der Ukraine und der Republik Moldau. Die separatistische Republik, die kein Staat der Welt anerkennt, gilt als letzte sowjetische Enklave – für westliche Tagestouristen skurril, für manch einen Bewohner der tägliche Kampf um Menschenrechte.

Von **Kristina Forbat**, **Daria Capatina** und **Alina Kuvaldina**

„Hier, für dich“, sagt unser Fahrer Genia und überreicht mir eine kleine viereckige Münze. 3 Rubel. Das Geldstück ist grün, leicht und aus Plastik. So sieht also die Währung Transnistriens aus oder der „Pridnestrowischen Moldauischen Republik“, wie sich der selbstproklamierte Zwergstaat nennt. Die Währung eines Landes, das es rechtlich gar nicht gibt. Und doch schaffen Realitäten manchmal Fakten. Eine Währung, einen Präsidenten, ein Parlament, Polizei, Geheimdienst und Armee, Banken, Schulen und Universitäten hat die Region schon. Wie lebt es

sich in einem De-facto-Regime? Um das herauszufinden, begeben wir uns auf eine Reise.

„Auf geht’s, es ist schon spät“, sagt Genia. Wir bezahlen unser Abendessen im Restaurant an einer stark frequentierten Straße in Chişinău, der Hauptstadt der Republik Moldau, und steigen in den Wagen. Bald lassen wir das „Tor von Chişinău“ hinter uns, zwei gigantische weiße Plattenbauten rechts und links, die die Stadt wie ein postmoderner Triumphbogen abschließen. Es liegen nicht viele Kilometer Strecke vor uns, regelmäßig fahren Kleinbusse zwischen Chişinău und Tiraspol, der „Hauptstadt“ Transnistriens, doch man riet uns, besser vorher einen eigenen Fahrer zu engagieren, um später keine Probleme zu bekommen.



Republik Moldau und die selbstproklamierte Republik Transnistrien (schraffierte Fläche) © CC-BY-SA 2.0

Wie ist es, in einen Staat einzureisen, der keiner ist? Eine Grenze zu passieren, die keine ist?

Transnistrien ist ein schmaler Landstrich, 202 Kilometer lang, rund 3700 Quadratkilometer groß. Anfang der 1990er-Jahre hat es sich von der Republik Moldau losgesagt. Bis heute hat weltweit kein Staat Transnistrien anerkannt. Ein Neuntel moldauischen Territoriums macht das abtrünnige Gebiet aus, es verläuft entlang des linken Ufers des Flusses Dnister, im Osten grenzt die Ukraine an. Wie ist es, in einen Staat einzureisen, der keiner ist? Eine Grenze zu passieren, die keine ist?

Es ist bereits dunkel geworden. Straßenbeleuchtung gibt es nicht. Wir fahren eine halbe Stunde auf rumpeliger Straße durch schwarzes Niemandsland. Schließlich erreichen wir einen der vielen Checkpoints, die zwischen der Republik Moldau und Transnistrien liegen. Am spärlich beleuchteten Übergangstor stehen ein paar Grenzpolizisten und kontrollieren passierende Autos. Fotografieren ist hier strengstens verboten. Genia parkt den Wagen vor einer kleinen wei-

ßen Baracke. Wir folgen unserem Fahrer mitsamt Reisepässen in die Grenzstation.

„PMR“ für „Pridnestrowische Moldauische Republik“ steht auf der Uniform des Grenzpolizisten, der hinter Plexiglas die Pässe entgegennimmt. Lächeln und der Versuch eines Blickkontaktes laufen ins Leere. Gewichtig mustert er die Pässe, an ihren Besitzern ist er betont desinteressiert. Stempeln darf der Grenzpolizist sie nicht. Aber da wir länger als zehn Stunden in Transnistrien bleiben, erhalten wir auf einem kleinen weißen Zettel unsere „Migration Card“, zweisprachig, auf Russisch und Englisch, mit Angabe der An- und Abreisedaten. „Diesen Zettel müsst ihr während eures gesamten Aufenthaltes in Transnistrien unbedingt immer im Pass mittragen“, bläut uns Genia ein. Dann folgen wir ihm zurück in den Wagen, der den Checkpoint schließlich im Schrittempo überquert.

Moderne Bauten, viel Beton, klinische Sauberkeit

Wenige Meter weiter drückt der Fahrer aufs Gaspedal. „Willkommen in Transnistrien“, sagt er feierlich und macht mit der Hand eine einladende Geste. Das näher rückende Lichtermeer im Dunkeln verrät, dass wir bald die Grenzstadt Bender erreichen. In Bender fällt uns sofort auf, dass die Straßen frisch asphaltiert sind. Kein Vergleich mit der moldauischen Seite. Kein Großstadtchaos wie in Chişinău. Moderne Bauten, viel Beton, klinische Sauberkeit. Ein Panzer, der an die Soldaten erinnert, die 1992 im Unabhängigkeitskrieg mit Moldau gefallen waren. Mehr als 1000 Menschen starben auf beiden Seiten des Dnister. Der Krieg wurde schließlich von der 14. Russischen Armee beendet, sie brachte den Waffenstillstand, und die russischen Soldaten blieben. Seitdem gilt der Konflikt als eingefroren.

Auf unserer abendlichen Weiterfahrt bemerken wir kaum eine Menschenseele in Bender. Dagegen überdimensional wirken die Leuchtreklamen: Straßenlaternen in rotes und grünes Licht getaucht, den Farben der transnistrischen Flagge. Am 2. September 2018, dem Geburtstag der separatistischen Republik, begingen die Bewohner Transnistriens ihre „staatlichen“ Feierlichkeiten zum 28. Mal.

Offiziell leben in Transnistrien rund 450.000 Menschen. Aber jedem, den wir unterwegs fragen, ist klar, dass es deutlich weniger sind. Menschen verlassen massenweise die Region, auch die Republik Moldau und die benachbarte Ukraine sind von der Abwanderungswelle betroffen. Allein zwischen 1989 und 2014 ging in der abtrünnigen Republik die Bevölkerungszahl um 300.000 Menschen zurück.

„Heute fühle ich mich ein bisschen feige, dass ich weggegangen und nicht geblieben bin.“

Wir verabreden uns für ein Skype-Gespräch mit Alina, einer jungen Auswanderin aus Transnistrien. Ihren Nachnamen möchte sie nicht nennen. Als Alina auf die Welt kam, war die abtrünnige Republik bereits vier Jahre alt. Sie stammt von einer rumänischen Mutter und einem ukrainischen Vater ab, den beiden ethnischen Minderheiten in Transnistrien. Alina war noch ein Kleinkind, als ihr Vater starb und die Familie in finanzielle Not geriet. Die Mutter fand Arbeit in Russland, das junge Mädchen wuchs bei Verwandten auf. Nach dem Abitur an einer rumänischen Schule hielt Alina nichts mehr in der Heimat, sie wollte wie die meisten ihrer Mitschülerinnen ins Ausland. Seit sechs Jahren studiert und arbeitet sie nun in der rumänischen Hauptstadt Bukarest.

Ein Studium in Rumänien gilt als Eintrittskarte in die EU und Chance auf eine bessere Zukunft. Zudem spricht Alina wie alle Bürger der Republik Moldau Rumänisch, da es ihre Amtssprache ist: „Aus meiner Klasse blieb nur ein Mädchen in Transnistrien. Alle anderen Klassenkameraden gingen nach Chişinău. Aber auch hier in Bukarest kenne ich mehrere Auswanderer aus Transnistrien.“ Die heute 24-Jährige ist zufrieden in Rumänien, doch ganz lässt die Vergangenheit sie nicht los. Besonders an eine Lehrerin erinnert sie sich aus der Schulzeit: „Sie war eine echte Kämpferin. Sie hat uns angefleht, dass wir dortbleiben. Heute fühle ich mich ein bisschen feige, dass ich weggegangen und nicht geblieben bin.“



Dmitri Gavrilov führt Touristen auf nostalgische Sowjet-Touren durch Tiraspol. (Foto: Alina Kuvaldina)

Nostalgische Sowjet-Touren kommen bei westlichen Touristen besonders gut an

Am nächsten Morgen treffen wir einen, der seiner transnistrischen Heimat treu geblieben ist. In perfektem Englisch begrüßt uns Dmitri Gavrilov in der Innenstadt von Tiraspol, vor dem Eingang des Lenin Street Hostels, das er 2012 eröffnet hat. Der 35-Jährige ist hier geboren, stammt von einer russischen Familie ab. Das Geschäft mit den Touristen ist seine Leidenschaft. Seine nostalgischen Sowjet-Touren kommen bei westlichen Touristen besonders gut an: Hammer, Sichel und Lenin-Denkmale sind ein selten gewordenes Kuriosum. Seine Gäste kommen von überall, aus Belgien, Deutschland, Schweden und Australien, vor allem im Sommer. Nur vom Tourismus kann Dmitri jedoch nicht leben und so arbeitet er noch in einem Maschinenbauunternehmen in Tiraspol.

Dmitri will uns seine Heimatstadt zeigen. Die Führung beginnt an der Ecke Marxstraße-Leninstraße. Die Straßenbeschilderung ist hier dreisprachig, wie es in der Verfassung Transnistriens verankert ist: Auf Russisch, Ukrainisch und Moldauisch. Das Besondere: Auch die moldauische und somit rumänische Sprache ist in kyrillischer Schrift – eine Hinterlassenschaft der untergegangenen Sozialistischen Republik Moldau, die bis



Offiziell herrscht Mehrsprachigkeit in Transnistrien: Alles ist auf Russisch, Ukrainisch und Moldauisch beschildert. (Foto: Alina Kuvaldina)

1991 zur Sowjetunion gehörte. Russisch dominiert hier eindeutig, ob auf Ämtern, auf den Speisekarten oder im Supermarkt.

Im Übrigen unterscheidet sich ein Wohnviertel in Tiraspol kaum von dem einer moldauischen Großstadt westlich des Dnister: Traditionelle Wohnblocks aus den 1950er-Jahren reihen sich aneinander. Risse ziehen sich durch den Asphalt auf den Fußgängerwegen. Es sind vielmehr die zahlreichen alten Ladas des sowjetischen Autoherstellers, die uns auffallen.

„Hier seht ihr auf der rechten Seite unseren Mobilfunkanbieter Interdnestrcom“, sagt Dmitri und zeigt auf den Laden einer einstöckigen Häuserzeile. Kein Wunder, dass wir in Tiraspol auf unseren ausländischen Mobiltelefonen kein Netz empfangen können. Seitdem wir die Grenzstadt Bender hinter uns gelassen haben, bekommen wir selbst auf dem moldauischen Handy kein Signal. Eine gezielte Politik des separatistischen Regimes? Die Bewohner Transnistriens haben sich damit arrangiert, viele besitzen zwei Mobiltelefone: Eines mit moldauischer, eines mit transnistrischer Nummer. „Interdnestrcom ist der einzige Mobilfunkbetreiber Transnistriens und gehört Sheriff“, erklärt Dmitri und fügt vielsagend hinzu: „Von der Firma habt ihr sicher schon gehört.“



Dem Unternehmen Sheriff gehört fast alles in Transnistrien: Tankstellen, Supermärkte, Banken und Kasinos. (Foto: Alina Kuvaldina)

Sheriff gäbe es nicht ohne Transnistrien und Transnistrien nicht mehr ohne Sheriff

Sheriff. An dieser Firma kommt man bei einem Besuch in Transnistrien tatsächlich nicht vorbei. Sheriff gehört hier de facto alles. Gegründet im Jahr 1993 von Victor Gushan und Ilya Kazmaly, zwei einflussreichen Oligarchen, international vernetzten Unternehmern und Putin-Unterstützern, hat sich Sheriff binnen 25 Jahren ein Allround-Monopol-Imperium geschaffen. Sheriff gäbe es nicht ohne Transnistrien und Transnistrien nicht mehr ohne Sheriff. Und so gleicht jede Stadtführung durch Tiraspol einer Marketing-Veranstaltung: „Dort seht ihr den Sitz des Fernsehsenders TSW, gehört der Firma Sheriff, hier die Supermarktkette der Firma Sheriff, auf der gegenüberliegenden Straßenseite ist der Hauptsitz des Likörproduzenten Kvint, auch von Sheriff aufgekauft.“ Ganz zu schweigen von Banken, Kasinos, Tankstellen, Milchbetrieben, Großbäckereien, einer Kaviarfabrik sowie den vielen Immobilien, die die Firma gerade in Tiraspol hochzieht. Das 200 Millionen US-Dollar teure Stadion mitsamt Luxus-Hotel steht bereits.



Ein Neubau in der transnistrischen Hauptstadt Tiraspol, finanziert von der Firma Sheriff. (Foto: Kristina Forbat)

Wer regiert Transnistrien? Diese Frage stellen sich die Transnistrier nicht

Wer Transnistrien regiert – danach fragen die Transnistrier nicht. Hier entscheiden ganz offensichtlich diejenigen, die das große Geld machen. Den Firmeneinhabern gehören auch Medien, sie beeinflussen die Politik und das gesellschaftliche Leben. Das „Parlament“ wird von der Partei Obnowlenie (Erneuerung) dominiert, die als politischer Arm von Sheriff dient. Der „Präsident“ Vadim Krasnoselsky wurde 2016 als direkter Interessenvertreter gewählt. Er arbeitete noch kurz davor als Chef des Sicherheitsdienstes von Sheriff. Zudem sitzen zahlreiche Direktoren der Holding gleich in den ersten Reihen des „Parlaments“ – darunter Oleg Baew, Kvint Direktor, Dmitri Oghirciuk, Sheriff LLC Direktor, Vladislav Tidwa, Präsident der Agroprombank.

Dmitri gibt zu verstehen, dass Sheriff nun einmal der größte Arbeitgeber sei und die meisten Arbeitsplätze schaffe – rund 15.000. Auch soll Sheriff seine Mitarbeiter vergleichsweise gut bezahlen. Während etwa ein Security-Mann 450 Euro im Monat verdiene, müsse ein Lehrer mit einem Monatsgehalt von 150 Euro auskommen. Sheriff ist wohl nicht zuletzt auch deshalb beliebt, weil ihm der bekannteste Fußballclub gehört, der FC Sheriff, weil das Unternehmen Kirchen baut und alte Gebäude renoviert. Es gibt jedoch auch kritische Stimmen. Ihnen missfällt es, dass die Top-Manager Millionen verdienen, während die meisten Transnistrier mit weniger als 150 Euro im Monat auskommen müssen.



Das meistfotografierte Gebäude Transnistriens ist das „Parlament“ in Tiraspol mit der Lenin-Statue, auch als „Batman-Lenin“ bezeichnet. (Foto: Alina Kuvaldina)

„Hier nicht fotografieren. Das ist die Zentralstelle des KGB.“

Während einige Bewohner auf soziale Gerechtigkeit hoffen, bleibt Dmitri wenigstens der Humor erhalten: „Wir haben heute viel Sonne. Ich habe Sheriff gebeten, für gutes Wetter zu sorgen!“ Im Hinterhof eines grauen Eckgebäudes erblicken wir Soldaten. Dmitris Stimme wird ernst. „Hier nicht fotografieren. Das ist die Zentrale des KGB.“ KGB – so nennen die Transnistrier nach wie vor ihren Geheimdienst, in sowjetischer Tradition. Auf dem Suvorov-Platz, wo die bronzene Statue eines russischen Kommandanten neun Meter in die Höhe ragt, sind die Fotografen hingegen willkommen.

Auf der gegenüberliegenden Seite laufen wir an einem Panzer und der „ewigen Flamme“ vorbei, die an die Kriege der Vergangenheit erinnern. Soldaten patrouillieren über den Platz. Das Militär ist hier allgegenwärtig. An der „ewigen Flamme“ bemerkt Dmitri lakonisch, dass diese Stelle in Transnistrien wohl die einzige sei, an der russisches Gas ohne Profit brenne.

Gas-Pipelines aus Russland in die Republik Moldau, nach Rumänien und Griechenland durchlaufen das transnistrische Gebiet. Die lokalen Behörden beziehen das Gas kostenlos. Ohne die Gratislieferung an die Verwaltung wären wohl auch Strom- und Heizkosten für die Bevölkerung nicht zu bezahlen. In der transnistrischen Stadt Dnestrovsc steht ein Kraftwerk der russischen Firma Inter RAO, das die Republik Moldau mit Energie versorgt und den Strom nach Rumäni-

en und in die Ukraine exportiert. Dabei wird großes Geld gemacht. Auch wenn Transnistrien ein großes Stahlwerk besitzt und intensive Landwirtschaft betreibt – die separatistische Republik ist wirtschaftlich abhängig von ihrem großen Bruder. Allein die Rentner, die ein Drittel der transnistrischen Bevölkerung ausmachen, werden direkt aus Russland bezuschusst. Mindestens ein weiteres Drittel der Bevölkerung arbeitet in der Verwaltung und für das Militär, auch für diese Gruppe fließen Gelder aus Russland.

„Der Transnistrien-Konflikt ist künstlich aufgebauscht, geschürt von kriminellen Geschäftsleuten und sogenannten Geopolitikern.“

Dmitri erzählt uns, dass die relativ günstigen Lebenshaltungskosten und Immobilienpreise ein Grund seien, warum immer mehr moldauische Bürger von westlich des Dnister Häuser in Transnistrien kaufen und täglich über das Flussufer zum Arbeiten pendeln. Oazu Nantoi, Politikwissenschaftler am Institute for Public Policy in Chişinău, ein angesehener politischer Analyst, bestätigt uns, wie viel Austausch es in Wirklichkeit zwischen den Menschen beider Ufer des Dnister gibt: „Wenn Sie Krankenhäuser in Chişinău besuchen, stehen dort reihenweise Autos aus Transnistrien, die Menschen fahren wegen einer besseren medizinischen Versorgung dorthin. In Chişinău studieren viele Kinder der transnistrischen Funktionäre. Das ist also kein interner Konflikt. Es mag Vorurteile geben, ein gewisses Misstrauen zwischen den Menschen, doch der Transnistrien-Konflikt ist ein künstlich aufgebauschter Konflikt, geschürt von kriminellen Geschäftsleuten und sogenannten Geopolitikern.“

Tatsache ist: Seit 2005 versucht eine internationale Delegation im sogenannten 5+2-Format – dazu gehören neben den beiden Konfliktparteien die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE), außerdem Russland, die Ukraine sowie die EU und die USA als Beobachter – den Konflikt zu lösen, bislang jedoch ohne Erfolg. Böse Zungen behaupten, wenn seriöse Politiker und Unternehmer tatsächlich interessiert wären, die transnistrische Frage zu lösen,



Oazu Nantoi, Politikwissenschaftler in Chişinău, hält Transnistrien für ein autoritäres, fremdenfeindliches Regime. (Foto: Alina Kuvaldina)

dann wäre dies längst geschehen. Nantoi ist überzeugt, dass Transnistrien vornehmlich dem Schmuggel zwischen Chişinău, Tiraspol, Odessa und Kiew diene und eine kriminelle Bande, wozu er auch führende Politiker zählt, davon profitiere. Gleichzeitig habe Russland kein Interesse daran, seinen Einfluss in dieser Region zu schmälern und schaffe dort durch militärische und wirtschaftliche Unterstützung einen Unruheherd. Erst im Juni dieses Jahres forderten die Vereinten Nationen den Abzug russischer Truppen aus Transnistrien. Die Separatistenrepublik lehnte die UN-Resolution jedoch ab.

Wir fragen Einheimische, die anonym bleiben wollen. Sie halten an den 1500 russischen Soldaten fest, weil sie für Frieden und Waffenstillstand sorgen. Solange Transnistrien kein anerkannter Staat ist, fühlen sie sich schutzlos. Manch einer fürchtet gar eine Besetzung durch Rumänien. Für Dmitri ist klar: Die größten Feinde seines Landes sind die USA, dann folgen Rumänien, Moldau und die EU.

Um die Rumänien-Phobie in Transnistrien zu verstehen, kommen wir um einen Blick in die Geschichtsbücher nicht herum. Komplizierte Verhältnisse stellen sich dar: Die heutige Republik Moldau ging aus der Moldauischen Sowjetrepublik hervor. Dieses Gebiet setzte sich zusam-

men aus der historischen Landschaft Bessarabien, im Süden begrenzt vom Schwarzen Meer, den Flüssen Pruth im Westen und Dnister im Osten, sowie aus Transnistrien, dem Landstrich östlich des Dnister. Letzterer gehörte dem Russischen Zarenreich länger an als Bessarabien und war nach 1918 Bestandteil der Ukraine innerhalb der Sowjetunion. Bessarabien wiederum verschmolz nach dem Ersten Weltkrieg mit Rumänien. Erst 1940, durch den Molotow-Ribbentrop-Pakt, kam auch Bessarabien unter die Sowjet-Herrschaft. Transnistrien hatte Rumänien nie angehört, mit Ausnahme einer kurzen Besatzungszeit während des Zweiten Weltkrieges.

Die selbstproklamierte Republik hat sich in ihrer „Verfassung“ dem Internationalismus und der Mehrsprachigkeit verschrieben

Als sich Anfang der 1990er-Jahre der Zerfall der Sowjetunion abzeichnete, fürchteten russische sowie pro-russische Eliten in Transnistrien, dass sich Moldau mit Rumänien vereinen könnte. Tatsächlich hat es solche Bestrebungen in beiden Ländern gegeben. Die in Transnistrien lebenden Russen und Ukrainer fürchteten, als Teil eines Großrumäniens marginalisiert zu werden. So riefen sie bereits 1990 die Unabhängigkeit von der Republik Moldau aus und deklarierten ihre eigene Republik, also noch bevor sich Moldau selbst von der Sowjetunion unabhängig machte.

Transnistrien besteht heute etwa zu je einem Drittel aus ethnischen Russen, Ukrainern und Rumänen. Die selbstproklamierte Republik hat sich in ihrer „Verfassung“ dem Internationalismus und der Mehrsprachigkeit verschrieben.

Anschaulicher wird die Lage beim Besuch eines Gymnasiums, das seine Schüler auf Rumänisch in lateinischer Schrift unterrichtet: Die rumänische Sprache in lateinischen Schriftzeichen, die die Republik Moldau 1989 offiziell eingeführt hat, wird auf transnistrischem Territorium boykottiert. Dort sollte wie in der Sowjetunion kyrillisch geschrieben werden. Nach 1992 erhielten jedoch einige Schulen eine Ausnahmeregelung, sie durften die lateinische Schrift beibehalten. Heute gibt es acht solcher moldauischen Schulen auf transnistrischem Boden.

Das Lyzeum Lucian Blaga in Tiraspol ist eine von ihnen. Schuldirektor Ion Iovcev empfängt uns vor dem Eingang der Schule. Er erzählt, dass die Nachbarschule eine russische sei, zwischen den Schülern beider Schulen komme es immer wieder zu Rangeleien.

Die Geopolitik macht in Transnistrien auch vor dem Schulhof keinen Halt

Iovcev leitet das moldauische Gymnasium seit 1992. Was er seitdem erlebt hat, klingt verheerend. Man wundert sich, dass er ein Vierteljahrhundert durchgehalten hat. Wie ein Schutzpatron hängt in Iovcevs Rücken ein Abbild von Ștefan cel Mare, Ștefan dem Großen, bedeutender Herrscher im 15. Jahrhundert und zentrale Figur der rumänisch-moldauischen Identität. Ohnehin hat alles in diesem Büro eine Symbolik, als zehre der Schuldirektor daraus seine Kraft. Gleich zu Beginn weist er uns auf eine Fotografie an der Wand hin. Die Sonnenblume, die durch den Asphalt dringt, „stellt unser Schicksal dar. Unseren Widerstand. Das Foto wurde auf der Strecke von Tiraspol nach Chișinău gemacht“.



Mit Schülern der benachbarten russischen Schule kommt es manchmal zu Rangeleien. (Foto: Alina Kuvaldina)

„Überall waren Soldaten, bis an die Zähne bewaffnet.“

Iovcev erzählt vom Krieg in Transnistrien, den er gleich zu Beginn seines Amtsantritts miterlebt hat. „Überall waren Soldaten, bis an die Zähne bewaffnet. Unter diesen Umständen musste ich die Schüler unbedingt evakuieren. Wir hatten 120 Kinder, wir brauchten Transportmittel, aber niemand half uns. Russische Schüler wurden in die Ukraine gebracht, unsere sollten nach Chişinău evakuiert werden. In einem Mini-Bus, für 30 Kinder bestimmt, brachten wir 100 unter.“ Der Direktor blieb während der gesamten Kriegszeit in der Schule, wie der Kapitän eines sinkenden Schiffes. Er berichtet, wie der sogenannte „KGB“ bis heute auf ihn Druck ausübe, um ihn von seinem Unterricht in lateinischer Schrift abzubringen. Mehrfach sei er bedroht und 1994 auch von den Lokalbehörden entlassen worden. Auf Druck von Eltern, Massenmedien und Nichtregierungsorganisationen (NGOs) konnte Iovcev wieder zu seinem Posten zurückkehren. Daraufhin sei aber seine Schule verwüstet worden. „Jugendliche von einer neofaschistischen NGO haben das Gebäude gestürmt und alles kurz und klein geschlagen.“ 1995 habe die transnistrische Regierung unter Präsident Igor Smirnov alle Zahlungen an die Schule eingestellt. Iovcev hatte damals 500 Schüler und einen Kindergarten zu versorgen. 2004 wurde das Lyzeum erneut verwüstet. In jenem Jahr zeichnete sich jedoch in der gesamten abtrünnigen Republik Transnistrien eine Krise ab. Fast alle moldauischen Schulen wurden geschlossen.

„Unsere Schule wurde von der Polizei gewaltsam eingenommen.“

Auch Alina, die heute in Bukarest lebt, erinnert sich noch an diese Zeit. Sie besuchte damals die moldauische Schule in Rybnica, einer Industriestadt im Norden Transnistriens. „Unsere Schule wurde von der örtlichen Polizei gewaltsam eingenommen. Die Polizei sagte, dass die Schule auf dem Territorium von Transnistrien stehe, also illegal sei.“ Sie erinnert sich, dass auch sie zuhause Besuch von der Polizei bekamen. Die Polizi-



Ion Iovcev, Schuldirektor des einzigen moldauischen Gymnasiums in Tiraspol, mit seinem Schutzpatron Ștefan cel Mare im Rücken, zentrale Heldenfigur der rumänisch-moldauischen Identität. (Foto: Alina Kuvaldina)

ten wollten ihre Mutter davon überzeugen, Alina auf eine russische Schule zu bringen. „Ein paar Schüler wurden ins Gefängnis gebracht und für ein paar Tage gefangen gehalten. Die Ereignisse von 2004 zogen eine landesweite Krise nach sich. Nachdem der Fall sogar in Straßburg vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte gelandet war, wurden die moldauischen Schulen auf transnistrischem Territorium wieder geöffnet. Sie gelten seither als private Institutionen und erhalten von der Lokalverwaltung keine Unterstützung.“

„Das Schlimmste ist, dass die Politik die Kinder betrifft.“

Der Jurist Alexandru Postica hat viele Kläger der moldauischen Schulen in Straßburg unterstützt. Er leitet Promo-Lex in Chişinău, eine NGO, die sich für die Wahrung der Menschenrechte einsetzt und Opfer kostenlos betreut. Der Aktivist hält die Lage an moldauischen Schulen weiter für schwierig. 45 Kilometer nordwestlich von Tiraspol geht es noch komplizierter zu: Täglich passieren Schüler aus Grigoriopol und



Gebastelt wird auch in den Nationalfarben Moldaus und Rumäniens.
(Foto: Alina Kuvaldina)

weiteren vier Gemeinden, die unter transnistrischer Kontrolle stehen, in vier Schulbussen einen Checkpoint, um auf die moldauische Seite und in das Dorf Doroțcaia zu gelangen. Der Unterricht am Gymnasium in Grigoriopol wurde bereits in den 1990er-Jahren von den transnistrischen Behörden eingeschränkt. Nach Jahren heimlichen Unterrichtens auf Rumänisch in lateinischer Sprache setzte sich die Schulleiterin Eleonora Cercawschi dafür ein, dass ihre Schüler des Gymnasiums Ștefan cel Mare in Doroțcaia „Exil“ bekommen. Seit 2002 wird an dem Lyzeum in Doroțcaia nun schon im Zwei-Schicht-Betrieb unterrichtet. Die 175 Schüler aus den transnistrischen Gemeinden legen dafür jeden Tag bis zu 50 Kilometer pro Strecke zurück. Immer wieder wurden Schüler am Checkpoint eingeschüchtert. Trotzdem geben Schüler und Lehrer nicht auf. Was von Eleonora Cercawschi eigentlich als Übergangslösung für ein paar Monate gedacht war, hält nun schon seit über 16 Jahren an. „An dieser ganzen Geschichte ist das Schlimmste, dass die Politik die Kinder betrifft. Das Verbot, in unserer Schrift und Sprache zu unterrichten, ist eine flagrante Verletzung der Menschenrechte. Unsere Kinder haben mit der moldauischen Sprache in kyrillischer Schrift keine Zukunft, mit einer Sprache, die es nie gegeben hat.“

Auch Menschenrechtsanwalt Postica bemerkt, dass die Schüler diese Sprache nirgendwo außerhalb Transnistriens nutzen können. „An transnistrischen Schulen basiert die Bildung auf Handbüchern aus der Zeit der Sowjetunion. All diese Lehrpläne basieren auf Unwahrheit. Es ist eine



Die moldauische und rumänische Flagge gehören zum Inventar eines jeden Klassenraums am Lucian-Blaia-Lyceum. (Foto: Alina Kuvaldina)

klare Russifizierung der Bevölkerung der linken Uferseite. Dies wurde durch das Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte festgestellt.“ Transnistrische Schulabschlüsse werden im Ausland nicht anerkannt, Russland bildet die einzige Ausnahme.

„Meine ganze Familie ist im Ausland, aber mein Schicksal ist hier und hält diese Schule am Leben.“

Im Lucian-Blaia-Lyceum in Tiraspol hat das neue Schuljahr friedlich begonnen. Und das, obwohl es in Transnistrien seit kurzem verboten ist, die moldauische Flagge zu hissen oder die Hymne zu singen. Schuldirektor Iovcev lässt sich von der neuen Regelung nicht einschüchtern. „Wir verstecken uns nicht. Denn wir sind Bürger der Republik Moldau und respektieren die Symbolik unseres Staates.“ Tatsächlich hängen überall Symbole der Trikolore in den Fluren und den Klassenräumen, Abbildungen großer rumänisch-moldauischer Dichter und Denker dekorieren die Wände.

Der Direktor führt uns in jede Klasse. Er beugt sich hinunter zu den Erstklässlern, nennt alle Schüler beim Namen. Wir bemerken den Stolz in seinen Augen, als er sie uns vorstellt. Dann bittet er die Kinder, uns ein Gedicht vorzutragen. Ein Junge springt von der Schulbank und setzt mit ernster Stimme auf Rumänisch an: „Alle meine Nachbarn sind meine Freunde, ob von der linken oder von der rechten Seite, aber meine bes-



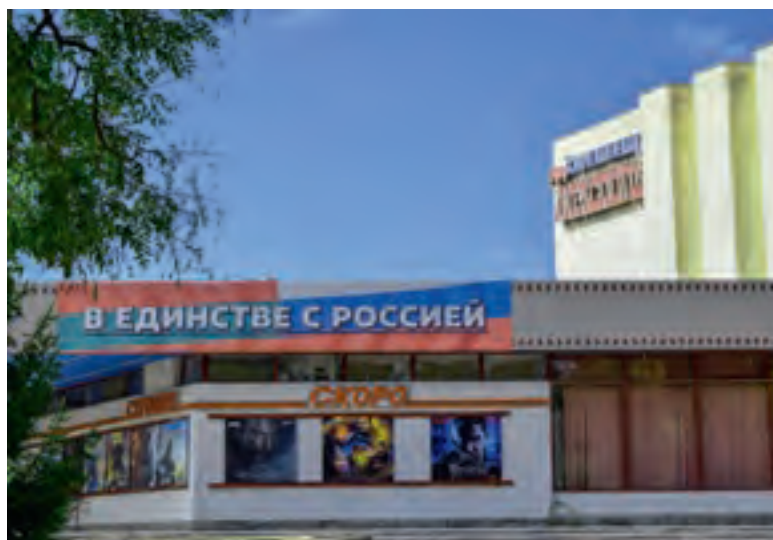
Im Gegensatz zu transnistrischen Schulabschlüssen werden die Zeugnisse moldauischer Schulen in der EU anerkannt. (Foto: Alina Kuvaldina)

ten Freunde sind meine Mutter und mein Vater.“

Iovcev strahlt: „Ich bin froh, dass meine Schüler jetzt überall auf der Welt sind. Meine ganze Familie ist im Ausland, sie wollen, dass auch ich dort hin komme, aber mein Schicksal ist hier und hält diese Schule am Leben.“ Das Lucian-Bloga-Lyzeum zählt knapp 160 Schüler, 2018 sind es 15 mehr als im Vorjahr. Es gehört zu den besten Gymnasien. Seine größte Sorge gilt der Zukunft der Schule, wenn er und seine Kollegen eines Tages nicht mehr da sein werden.

Neue symbolische Schritte werden jetzt schon als Annäherung gefeiert

Werden diese jungen Menschen bald wieder in einer vereinten Republik leben? Haben sie hier überhaupt eine Zukunft? Gibt es Aussicht auf eine Lösung in der Transnistrien-Frage? Seit einigen Monaten verhandeln die Regierungen von Chişinău und Tiraspol wieder miteinander und die Presse feiert symbolische Schritte – wie etwa eine Brückenöffnung – bereits als Annäherung. Die Menschen beider Seiten des Flusses Dnister zeigen sich jedoch skeptisch. Politikwissenschaftler Nantoi wägt ab: „Das ist hier kein interreligiöses, interkonfessionelles Problem. Ich kenne einige Geister auch am linken Ufer des Dnister, die müde sind und bereit wären, eine Wiedervereinigung zu akzeptieren, um dieses Chaos zu beenden. Das Problem ist jedoch, dass wir nicht in der Lage sind, eine kompetente und nicht korrupte



Viele Transnistrier wollen unabhängig sein von Moldau, aber vereint mit Russland. (Foto: Alina Kuvaldina)

Regierung zu wählen. Jetzt in der Vorwahlperiode in Moldau [die Parlamentswahlen finden im Februar 2019 statt] zeigt sich, dass der Konflikt um Transnistrien hier überhaupt kein Thema ist.“ Kaum ein Bürger, weder am linken noch am rechten Ufer, glaubt an die Wiedervereinigung. In Chişinău fürchten Politiker, sich damit zahlreiche pro-russische Abgeordnete in das Parlament zu holen. „28 Jahre ist es her. Das Kind ist groß geworden.“ So bringt es Stadtführer Dmitri auf den Punkt. Und er stellt die Frage: „Was hat uns Moldau schon zu bieten?“

Die transnistrische Bevölkerung verfolgt genau, was in der moldauischen Republik vor sich geht. Wirtschaftlich und politisch sehnen sich Men-

schen wie Dmitri nicht nach Moldau zurück. Die einzige Hoffnung setzen sie in einen Anschluss an Russland.

Als uns Schuldirektor Iovcev nach draußen begleitet, warnt er: „Seid vorsichtig mit eurer Kamera. Der KGB verfolgt, wer unsere Schule betritt. Sie könnten eure Fotos beschlagnahmen. Sie sind nicht so dumm zu glauben, dass ihr Touristen seid, denn Touristen fotografieren bei uns normalerweise nur Lenin und den Panzer.“



Wappen der „Pridnestrowischen Moldauischen Republik“.
(Foto: Alina Kuvaldina)

Landesspezifische Sicherheitshinweise

Transnistrien

Der abtrünnige Landesteil Transnistrien (selbsternannte „Pridnestrowische Moldauische Republik“) befindet sich außerhalb der Kontrolle der moldauischen Regierung.

Es gibt zahlreiche Kontrollpunkte entlang von Strecken, die nach oder aus Transnistrien führen. Insbesondere dort sollten keine Fotos gemacht werden, auch nicht von Gebäuden, die möglicherweise eine strategische Relevanz haben [...].

Reisende, die sich nach Transnistrien begeben, werden darauf hingewiesen, dass eine konsularische Betreuung durch die deutsche Botschaft Chişinău grundsätzlich nicht erfolgen kann. Vor Reisen nach oder durch Transnistrien sollten sich Reisende über die aktuelle politische Lage informieren.

Quelle: Auswärtiges Amt

Stimmen zum politischen System Transnistriens

„Eine wilde kapitalistische und sozialistische Lebensweise, denn hier ist alles unvorhersehbar. Es ist unvorhersehbar, denn keine Entscheidung hier wird von uns getroffen, alles hängt von Moskau und von Chişinău ab.“

Dmitri Gavrilov, Stadtführer aus Tiraspol

„Transnistrien existiert seit 28 Jahren als ein unabhängiger Staat. Man kann sagen, de facto ist es unabhängig. Es ist ein Staat, der viele demokratische Elemente hat. Wir dürfen unseren Präsidenten frei wählen (...). Es gibt hier auf jeden Fall bestimmte Freiheiten für die Menschen, wenn du Transnistrien mit solchen Ländern wie Nordkorea vergleichst, wo die Leute noch nicht einmal das Land verlassen können.“

Anonymer Unternehmer, Tiraspol

„Am linken Dnister-Ufer wurde ein autoritäres, fremdenfeindliches Regime errichtet, das bis heute existiert. Dieser schmale Landstreifen Transnistrien steht unter der Kontrolle der Sheriff-Gruppe, ist ein eroberter Pseudo-Staat. Die Menschen leben in einer Atmosphäre der Angst.“

Oazu Nantoi, Politikwissenschaftler, Chişinău

„Es ist ein autoritäres Regime, geführt von Menschen, die ihre Macht im eigenen Interesse nutzen. Es ist kein sozialistisches System. Es hat keine politische Farbe. Es ist ein Stellvertreter der Russischen Föderation in dieser Region, um Druck auf die moldauische Regierung und seit kurzem auch auf die ukrainische Regierung auszuüben. Es ist ein Ort der Instabilität und das ist die Funktion dieser selbsternannten Regierung. Für Russland.“

Alexandru Postica, Direktor der NGO Promo-Lex, Chişinău

„Wir wollen unsere Behörden wachrütteln.“

Oxana Alistratova über ihren Einsatz gegen den Menschenhandel in Transnistrien

Oxana Alistratova, Leiterin der Nichtregierungsorganisation (NGO) Interaction in Tiraspol, Transnistrien, bekämpft Menschenhandel und häusliche Gewalt. Sie kooperiert mit internationalen Organisationen und der Polizei, kümmert sich um Rückführungen von Opfern, berät Betroffene und Angehörige mittels anonymer Hotline, bietet psychologische und rechtliche Hilfe an für Opfer von Gewalt und Menschenhandel sowie präventive Workshops für Interessierte.



Oxana Alistratova, Direktorin der nichtstaatlichen Organisation Interaction. (Foto: Alina Kuvaldina)

Von **Kristina Forbat, Daria Capatina** und **Alina Kuvaldina**

Frau Alistratova, was war für Sie der Anlass, Interaction zu gründen?

Oxana Alistratova: 1992 geriet ich selbst in die Situation, dass mich Leute verkaufen wollten. Ich fand mich hübsch und talentiert und wollte als Sängerin ins Ausland gehen. Ich war Mitglied einer kleinen Musikgruppe, der Dirigent wollte uns Mädchen nach Bosnien verkaufen. Er gab an, eine Tournee zu organisieren, wenn wir Erfolg hätten, würden wir durch verschiedene Länder

ziehen. Ich war damals Lehrerin. Können Sie sich vorstellen, dass diese klare junge Frau in einen Bus mit möglichen Prostituierten geriet?

So weit kam es aber nicht, denn Ihr Bus wurde an der Grenze von der Polizei zurückgehalten. Haben Sie da bereits beschlossen, den Beruf zu wechseln und eine Hilfsorganisation zu gründen?

Alistratova: Zu dieser Zeit habe ich noch nichts verstanden. Bei der Polizei sollten wir alle eine Art Erklärung unterzeichnen, dass wir freiwillig ins Ausland gehen wollten. Dieser Mann, unser Dirigent, ist hier im Kulturbereich immer noch

eine sehr wichtige Person, seine Tochter in der Politik. Sie wussten damals schon natürlich sehr genau, was sie da taten. Ich habe das erst zehn Jahre später verstanden, als ich an einem Seminar der NGO La Strada teilnahm. Dort haben sie genau solche Situationen beschrieben.

„Häusliche Gewalt ist ein treibender Faktor für Menschenhandel.“

Auf welche Menschen konzentrieren Sie sich in Ihrer NGO?

Alistratova: Wir arbeiten in der Prävention von Menschenhandel und von häuslicher Gewalt. Häusliche Gewalt ist ein treibender Faktor für Menschenhandel. Wenn eine Frau Gewalt in der Familie erfährt, will sie irgendwie aus dieser Gewaltspirale ausbrechen, häusliche Gewalt ist in 60 Prozent aller Fälle der auslösende Faktor. Außer der 2006 eingerichteten Hotline zur Verhinderung von Menschenhandel haben wir deshalb auch eine Hotline für Opfer häuslicher Gewalt eingerichtet.

Was sind im Einzelnen die Gründe, aus der Lebenslage auszubrechen?

Alistratova: Nehmen Sie zum Beispiel meine Schwester. Sie hat vier Kinder. Sie lebt jetzt in Deutschland, weil sie keine Möglichkeiten sah, ihre Kinder hier aufwachsen zu lassen. Kein Geld, keine Arbeitsplätze. Ein sehr schwieriges wirtschaftliches Umfeld. Meine Schwester fragt mich auch, warum lebst du noch in Moldau? Weil ich ein Soldat bin. Ein ziviler Soldat (lacht). Die wirtschaftliche Not ist hier sehr groß. Wenn Sie auf die Straßen gehen, sehen Sie viele Anzeigen. Da werden Jobs in Polen, in der EU, in Russland, in der Ukraine angeboten. Wenn Sie dort anrufen, sagen die Ihnen: Wir können alles für dich organisieren. Und sie fragen: Hast du einen internationalen Pass? Ja. Bist du aus Moldau? Ja. Gut, komm zu uns und bezahle den ersten Service. Wir bringen dich mit dem Bus nach Polen, und du wirst nach Erhalt des ersten Gehalts dafür bezahlen. Aber das ist total illegal! Sie können nicht innerhalb eines Tages eine Arbeitserlaubnis für Polen erhalten. Aber den Menschen aus Transnistrien oder Moldau ist das egal. Sie kennen die Regeln nicht, nach denen sie in der EU arbeiten können. Und so werden sie dann ausgebeutet.

„Wir erhalten jedes Jahr etwa 1200 Anrufe von Menschen, die aus Transnistrien rauswollen.“

Warum schenken die Menschen diesen Agenturen Glauben?

Alistratova: Unsere Leute glauben alles. Besonders arme und schlecht informierte Menschen glauben alles. Denen können Sie jedes Märchen erzählen.

Glauben Sie, dass es dabei einen Unterschied zwischen Moldau und Transnistrien gibt?

Alistratova: Nein, es ist dasselbe. Insbesondere in den Dörfern sprechen die Menschen keine Sprache außer ihrer moldauischen oder rumänischen oder russischen Sprache. Manchmal, wenn sie sehr arm sind, können sie noch nicht einmal lesen und schreiben.

Also fördert die schlechte wirtschaftliche Lage den Menschenhandel?

Alistratova: Ja. Wir erhalten jedes Jahr etwa 1200 Anrufe von Menschen, die aus Transnistrien rauswollen. Wir haben hier in Transnistrien sehr viele ungebildete Menschen in Dörfern. Sie kennen ihre Rechte als Arbeiter nicht. Aber die lokalen Behörden bringen dieses Thema nicht auf die Tagesordnung. In Transnistrien gibt es vielleicht 20 oder 25 Opfer von Menschenhandel jährlich. Und der Staat sieht sie nicht. Staatliche Programme decken keine Ausgaben von Opfern von Menschenhandel. Dabei brauchen diese Menschen medizinische Hilfe, sie brauchen psychologische Hilfe, sie brauchen Rechtshilfe.

Macht die Tatsache, dass Transnistrien als Staat international nicht anerkannt ist, Ihre Arbeit besonders schwierig?

Alistratova: Ja, denn transnistrische Polizisten dürfen offiziell nicht mit moldauischen Polizisten kommunizieren. Sie haben auch keine gegenseitige Dokumentation von Fällen. Wenn Sie einen Fall von Menschenhandel in Transnistrien feststellen, können Sie diesen nicht der moldauischen Polizei melden, weil die moldauische Polizei nicht nach Transnistrien kommt. In Moldau gibt es im Innenministerium ein Zentrum zur Prävention von Menschenhandel. Transnistrische Behörden haben niemanden, der sich mit diesem Thema beschäftigt.



Agenturen vermitteln Jobs im Ausland – nicht immer arbeiten diese seriös. (Foto: Alina Kuvaldina)

„Unsere NGO ist das einzige Eingangstor für die Opfer.“

Die transnistrische und die moldauische Polizei würde auch dann nicht zusammenarbeiten, wenn es im Notfall darum geht, einen Menschen zu retten?

Alistratova: Genau, da gibt es keine Kooperation. Also dient Ihre NGO als Brücke?

Alistratova: Ja, die NGOs agieren normalerweise zwischen internationalen Organisationen und den Behörden von Moldau und Transnistrien. Unsere NGO ist das einzige Eingangstor für die Opfer. Wir wissen, wie solche Probleme gelöst werden können, aber vieles ist nicht durch staatliches Budget gedeckt. In Moldau gibt es zwar Programme, aber auch dort fehlt das Geld. Man glaubt, dass internationale Organisationen Programme zur Prävention von Menschenhandel und zur Prävention von häuslicher Gewalt schon abdecken werden.

Sie werden von internationalen Organisationen aus dem Ausland finanziert. Aber gibt es nicht eine neue Regelung, die den in Transnistrien ansässigen NGOs das verbietet?

Alistratova: Nein. Es gibt verschiedene Bereiche, für die NGOs eine ausländische Finanzierung verboten ist, zum Beispiel, wenn es um Politik geht. Wenn Sie sich jedoch für die Prävention von Menschenhandel, für den Schutz von Menschenrechten, für die Entwicklung der Zivilgesellschaft oder für soziale und ökologische Bedürfnisse einsetzen, können Sie so viel Finanzhilfe erhalten, wie Sie wollen. Die lokalen Behörden in Transnistrien betrachten NGOs als eine Art Wirtschaftsakteure, die Geld nach Transnistrien bringen. Unsere Behörden sind sehr schlau. Sie nutzen ihren nicht anerkannten Status und die Schwäche von Moldau und der Ukraine aus. Und die NGOs bringen eine Menge Geld nach Transnistrien, aber die Menschen haben nichts davon.

„Transnistrisches Territorium ist eine Transitzone für Menschenhandel.“

Warum blüht der Menschenhandel gerade an der Grenze zwischen Transnistrien und der Ukraine?

Alistratova: Wenn die moldauische Polizei einem Kriminellen auf der Spur ist und dieser nach Transnistrien einreist, kann die Polizei ihm nicht mehr folgen. So wird transnistrisches Territorium zu einer Art Transitzone für Menschenhandel. Menschenhandel ist ein grenzüberschreitendes Phänomen. Zwischen dem Ort der Rekrutierung von Opfern und ihrer Ausbeutung gibt es oft verschiedene Länder. Und es gibt bestimmte Lücken, wo Kriminelle ihre Opfer sammeln. Sie kommen hierher, mieten beispielsweise eine Wohnung für touristische Zwecke, sind aber Verbrecher und gehen in die Ukraine.

Halten Sie die europäische Grenzmission, also die European Union Border Assistance Mission (EUBAM) zwischen Moldau und der Ukraine für effizient?

Alistratova: Ich weiß es nicht. Sie haben unsere E-Mails nie beantwortet.

Fühlen Sie sich heute freier, können Sie frei sagen, was Sie denken?

Alistratova: (langes Schweigen) Es ist besser vorher nachzudenken, bevor man etwas sagt.

Sehen Sie Unterschiede in Bezug auf Bürgerrechte und demokratische Werte zwischen Transnistrien und Moldau?

Alistratova: Unterschiede? Ich kann zwischen Moldau und Transnistrien in diesen Fragen keine Unterschiede feststellen. Mich kann keiner

belügen. Voraussetzung ist, dass man gebildet ist. In Transnistrien schauen die Leute in der Regel russisches Fernsehen. Manchmal sehe ich mir TV-Shows an, aber keine politischen. Wenn ich das sehe, kann ich den Geruch von Propaganda förmlich riechen.

Sind Sie auch selbst vor Ort im Einsatz, um Opfern von Menschenhandel zu helfen?

Alistratova: Nein, ich bin kein Polizist. Ich bewege mich viel, um mich fortzubilden und praktische Kontakte in unserem Feld zu knüpfen. Oft führen wir Gespräche mit Opfern, die zurückkehren. Wir haben Treffen mit Geldgebern, mit staatlichen Institutionen, manchmal vermieten wir Wohnungen an Opfer, wir machen Schulungen, Gruppentherapie, treffen lokale Behörden. Im Dezember 2018 veranstalten wir eine Konferenz über die Zusammenarbeit internationaler und lokaler Akteure zur Prävention des Menschenhandels. Wir bekommen hierbei Unterstützung von der deutschen Hans-Seidel-Stiftung. Wir wollen internationale Akteure in Transnistrien einbeziehen und einen Experten aus Deutschland mit seiner Erfahrung im Menschenhandel dazu einladen. Wir wollen diese Veranstaltung in Transnistrien organisieren, um unsere Behörden ein wenig zu aktivieren, um sie aufzurütteln, weil sie in diesem Bereich nicht tätig sind. Und das, obwohl wir inzwischen hier ein Gesetz zur Prävention von Menschenhandel haben.

Frau Alistratova, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Kristina Forbat, Daria Capatina und Alina Kuvaldina führten das Gespräch mit Oxana Alistratova am 23. September 2018 in Tiraspol.



Transnationaler Austausch und Recherche: MEDIA BEYOND FRONTIERS in Bălți im September 2018 (Quelle: Staatliche Alecu-Russo-Universität)

Projektteilnehmerinnen und -teilnehmer

Diana Ambros studiert Journalismus an der Staatlichen Alecu-Russo-Universität in Bălți (Republik Moldau) und arbeitet als Reporterin für einen lokalen Fernsehsender in ihrer Stadt. 2016 berichtete sie über das EU-Projekt Aderă Acum, mit dessen Hilfe Projekte für Schulen und Kindergärten in ihrer Region durchgeführt werden konnten.

Khrystyna Boiko wurde in Marschynzi geboren, einem kleinen Ort im Grenzgebiet zwischen der Ukraine, Rumänien und der Republik Moldau. Gegenwärtig ist sie Masterstudentin für rumänische Sprache und Literatur an der Nationalen Jurij-Fedkowjtsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine) und Mitarbeiterin in der Internationalen Abteilung. Sie gehört zur moldauischen Minderheit in der Ukraine und war an internationalen Sommerschulen und Projekten beteiligt.

Yaryna Borynets studiert Journalismus an der Nationalen Jurij-Fedkowjtsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine) und ist seit 2017 für die lokale und unabhängige Online-Seite Weche.info und für den Fernsehsender Bukowina tätig, der

sich gerade von alten Strukturen löst und modernisiert. Es motiviert sie, Teil eines jungen Teams von Journalisten zu sein, das die ukrainische Medienwelt verändern möchte.

Daria Capatina lebt in Chișinău (Republik Moldau), wo sie zurzeit einen Masterstudiengang an der Fakultät für Journalismus und Kommunikation der Staatlichen Universität Moldau absolviert. Sie beteiligt sich an internationalen Programmen (u.a. Erasmus+ in Belgien und Spanien). Gegenwärtig arbeitet sie als Redakteurin für den Jugendsender Radio Moldova Tineret und verantwortet seit 2016 die Außenbeziehungen der NGO Benevolence.

Georgeta Carasiucenco absolvierte 2016 den Studiengang für Journalismus und Kommunikationswissenschaften an der Staatlichen Universität Moldau in Chișinău und ist seitdem als Reporterin und Redakteurin tätig. Aktuell arbeitet sie für Moldova.org, wo sie u.a. Videoreportagen produziert und über Menschenrechte, Umwelt, Technik, Feminismus und Korruption berichtet.

Oksana Chorna hat Journalismus an der Nationalen Jurij-Fedkowjtsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine) studiert und beteiligt sich seit mehreren Jahren an ukrainisch-deutschen Projekten. Sie war für das Onlineportal Weche.info tätig und schreibt seit kurzem für die unabhängige Online-seite Shpalta. Später möchte sie als investigative Journalistin arbeiten und sich für die Korruptionsbekämpfung einsetzen.

Yuliia Drahan stammt aus einem kleinen Ort im Gebiet Ternopil und studierte Journalismus und Crossmedia an der Nationalen Jurij-Fedkowjtsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine). In Deutschland absolvierte sie einen viermonatigen Kurs zu den Themen Medienproduktion und -technik. Ihre journalistischen Schwerpunkte liegen in der Fotografie und Multimedia. Sie arbeitet für das Medienportal Shpalta.

Maximilian Euteneuer stammt aus dem Ruhrgebiet und studiert gegenwärtig Geschichte und Politikwissenschaft in Wuppertal. Er war schon für zahlreiche Medien tätig, u.a. WDR, RadioNRW. Seit fünf Jahren schreibt er für die Westdeutsche Zeitung. In seinen journalistischen Arbeiten widmet er sich vor allem historischen Themen, der Kunst, dem Theater und Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt.

Kristina Forbat wurde in der Slowakei geboren und kam im Alter von drei Jahren nach Deutschland. Nach einem deutsch-französischen Studium in Politikwissenschaft und Kommunikation und einem Masterabschluss in Journalismus in Lille war sie 2013 Stadtschreiberin in Košice. Seit 2014 arbeitet sie als freie Autorin und Filmregisseurin in Hamburg und hat seitdem für ARTE, 3sat, ZDF und SRF Reportagen und Dokumentationen produziert, in denen sie sich vor allem gesellschaftspolitischen Themen widmet.

Saskia Heller studiert gegenwärtig Europäische Kulturgeschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Sie war als DAAD-Sprachassistentin und Lektorin der Robert Bosch Stiftung in Odessa und Chişinău tätig und schreibt für das Magazin Ost Journal, an dessen Produktionsprozess sie bis zum Druck beteiligt ist. Ihre Hauptinteressen umfassen Minderheiten- und Sprachenpolitik sowie Erinnerungsorte im postsowjetischen Raum.

Iryna Kapush studiert Journalismus an der Nationalen Jurij-Fedkowjtsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine) und arbeitet für das unabhängige Medienportal Weche.info. Seit zwei Jahren ist sie Chefredakteurin des Hochschulmagazins, das sie gemeinsam mit zwölf Studierenden erstellt. Sie schätzt besonders Printprodukte im digitalen Zeitalter und interessiert sich für Außenpolitik der Ukraine und Umweltthemen.

Alina Kashchuk stammt aus einem kleinen Dorf im ukrainisch-rumänischen Grenzgebiet und gehört der rumänischen Minderheit in der Ukraine an. Sie studiert rumänische Philologie an der Nationalen Jurij-Fedkowjtsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine) und hat in diesem Medienprojekt ihre ersten journalistischen Erfahrungen gesammelt.

Viktoriia Korsun hat kürzlich ihr Bachelorstudium in Journalismus an der Nationalen Jurij-Fedkowjtsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine) beendet, ist als Journalistin für diverse ukrainische Medien tätig und hat bereits viele Erfahrungen in internationalen journalistischen Austauschprogrammen gesammelt.

Alina Kuvaldina wurde in einem kleinen Dorf im Gebiet Wolhynien geboren und hat ein Bachelorstudium in Journalismus an der Nationalen Jurij-Fedkowjtsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine) absolviert. Zurzeit arbeitet sie als Reporterin für den Sender Bukowina TV sowie für verschiedene lokale und regionale Onlinemedien wie Infokey, Twoe misto Tscherniwzi und Shpalta. In ihren Recherchen beschäftigt sie sich mit politischen Themen und Gesundheitsfragen.

Astrid Probst studiert im Master Politikwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München und arbeitet bereits seit mehreren Jahren als freie Journalistin, zuerst für das Straubinger Tagblatt und die Mittelbayerische Zeitung, dann als Redakteurin in der Abteilung Politik des Radiosenders M94.5 in München sowie für die Allgemeine Zeitung in Namibia. Seit Oktober 2018 ist sie für den Landesdienst Bayern der dpa und den Münchner Merkur tätig.

Liuba Rudaja studiert Ukrainisch und Englisch an der Staatlichen Alecu-Russo-Universität in Bălți (Republik Moldau). Mit ihrer Projektteilnahme sammelt sie erste Erfahrungen im internationalen Kontext. Sie interessiert sich für nationale Minderheiten und möchte als Journalistin zukünftig den gesellschaftlichen Wandel in post-sowjetischen Ländern, insbesondere in der Republik Moldau und der Ukraine, beobachten und kritisch begleiten.

Anja Schäfer lebt als freiberufliche Fotografin in Berlin und beendete 2012 den Studiengang für Fotografie und Medien an der Fachhochschule Bielefeld. In den letzten Jahren beteiligte sie sich an mehreren internationalen Fotoprojekten und realisierte in einem Team die audiovisuelle Ausstellung „Millionaires of time ...“. Ihre Arbeiten wurden in zahlreichen Print- und Onlinemedien veröffentlicht und besprochen, u.a. taz, Deutschlandradio, Missy Magazine und Dagens Nyheter.

Robert Schwaß studiert Kulturwissenschaften mit dem Schwerpunkt osteuropäische Geschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) und absolvierte zwei Studiensemester in Soziologie und Internationale Beziehungen an der Staatlichen Universität St. Petersburg (Russland). Gegenwärtig ist er auch als Journalist für den Rundfunk Berlin-Brandenburg tätig. Er interessiert sich speziell für die deutsch-polnischen Beziehungen in der Grenzregion.

Oleksii Yakoviichuk beendete 2018 die Bachelorstudiengänge für deutsche Sprache und Literatur sowie Journalismus an der Nationalen Jurij-Fedkowitsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine). 2017 studierte er für ein Semester Medien- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Klagenfurt. Er beteiligte sich an verschiedenen internationalen Medienprojekten und Sommerschulen. Journalistische Erfahrungen sammelte er als Trainee für die Zeitungen Va-bank und Pogliad und den Sender Radio 10.

Projektteam

Vyacheslav Dolgov ist Dozent am Lehrstuhl für Slawistik an der Staatlichen Alecu-Russo-Universität in Bălți (Republik Moldau). Er beteiligt sich an internationalen Konferenzen und Projekten in den Bereichen interkultureller Dialog und neue Kommunikationsformen. Neben seiner Lehr- und Forschungstätigkeit ist er als Journalist in Bălți tätig. Er war Autor und Moderator von Bildungsprogrammen im Sender FM 103.5 und arbeitet seit 2003 für das unabhängige Medienportal SP.

Diana Ignatenko ist Prodekanin der Philologischen Fakultät an der Staatlichen Alecu-Russo-Universität in Bălți (Republik Moldau) und Dozentin für Ukrainisch. Sie beschäftigt sich mit Fragen zur Kultur und Bildung in multiethnischen und -lingualen Gesellschaften, mit der ukrainischen Minderheit in der Republik Moldau und erforscht die ukrainischen Dialekte in den Dörfern der nördlichen Region ihres Landes.

Sergiy Lukanyuk leitet seit 2009 die Internationale Abteilung der Nationalen Jurij-Fedkowitsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine). Nach seinem Masterstudium in Deutsch und allgemeine Sprachwissenschaft und in Internationale Beziehungen nahm er an zahlreichen Austauschprogrammen des DAAD, der Robert Bosch Stiftung sowie an Projekten für Tempus+ und Erasmus Mundus teil. Er ist Vorsitzender des „Gedankendachs“ – Zentrum für deutschsprachige Studien an der Universität Tscherniwzi.

Oxana Matiychuk ist Dozentin am Lehrstuhl für ausländische Literaturgeschichte und Literaturtheorie an der Nationalen Jurij-Fedkowitsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine). Seit 2009 ist sie stellvertretende Vorsitzende des „Gedankendachs“ – Zentrum für deutschsprachige Studien und leitet die ukrainisch-deutsche Kulturgesellschaft. Sie beteiligt sich federführend an Kultur- und Bildungsprojekten an der Universität Tscherniwzi sowie in der Ukraine, Deutschland und Österreich.

Renate Nimtz-Köster ist Romanistin und Slawistin und war für die Deutsche Presse-Agentur sowie mehr als 25 Jahre lang als Wissenschaftsredakteurin für das Nachrichtenmagazin Spiegel tätig. Seit einigen Jahren arbeitet sie als freiberufliche Journalistin für Spiegel Online und die Süddeutsche Zeitung und hat sich in dieser Zeit vor allem mit den politischen und gesellschaftlichen Veränderungen in Mittel- und Osteuropa befasst. Als Medienexpertin unterrichtete sie sechs Jahre lang an der University Cluj (Rumänien) und beteiligte sich an journalistischen und zivilgesellschaftlichen Projekten in der Ukraine.

Lilia Shutiak arbeitet als Medientrainerin und Dozentin am Lehrstuhl für Journalismus an der Nationalen Jurij-Fedkowytsch-Universität Tscherniwzi (Ukraine). Sie ist Mitglied der unabhängigen Mediengewerkschaft in der Ukraine. Zu Beginn ihrer journalistischen Laufbahn war sie für die Abteilung Musik und Kultur des Radiosenders Bukowina sowie als Nachrichtenredakteurin und -sprecherin für City-Radio tätig. Gegenwärtig ist sie Pressesprecherin des internationalen Literaturfestivals „Meridian Czernowitz“.

Oxana Stanțieru ist Lektorin am Lehrstuhl für englische und deutsche Philologie an der Staatlichen Alecu-Russo-Universität in Bălți (Republik Moldau). Sie unterrichtet seit 16 Jahren Englisch an der Universität, insbesondere Studierende der Fachbereiche Journalismus und Informatik. Ihre Forschungsinteressen umfassen (auto)biografisches Schreiben, britische und US-amerikanische Shortstorys sowie die rumänische Literatur aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Markus Winkler ist Kultur- und Wissenschaftsmanager und initiiert seit 2008 als Projektmitarbeiter des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (Ludwig-Maximilians-Universität München) internationale Konferenzen und Medienprojekte in der Ukraine. In seinen Forschungsarbeiten beschäftigt er sich vorrangig mit den Transformationsprozessen in Mittel- und Osteuropa, mit der deutschsprachigen jüdischen Presse und mit Mediendiskursen. Für das Goethe-Institut und die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit ist er als Fortbildner tätig.

Impressum

- Herausgeber:** Markus Winkler
für das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V.
an der Ludwig-Maximilians-Universität München
- Redaktion:** Renate Nimtz-Köster, Maximilian Euteneuer, Kristina Forbat,
Saskia Heller, Astrid Probst, Anja Schäfer und Robert Schwaß
- Kontakt:** Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V.
an der Ludwig-Maximilians-Universität München
Halskestraße 15, D-81379 München, Tel. +49 (0) 89 7806 09 0, E-Mail: ikgs@ikgs.de
- Gestaltung & Satz:** Heike Jörss, Regensburg
- Titelbild:** Yuliia Drahan, Tscherniwzi (Ukraine)
- Druck und Vertrieb:** Verlag Friedrich Pustet, Gutenbergstraße 8, D-93051 Regensburg
Tel. +49 (0) 941 92022-0, Fax +49 (0) 941 92022-330, E-Mail: verlag@pustet.de
www.verlag-pustet.de
- Preis des Einzelheftes:** 8,90 € (D) zuzüglich Porto- und Versandkosten
- ISBN:** 978-3-7917-3061-5

© 2018 Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar.

Printed in Germany 2018

MEDIA BEYOND FRONTIERS dankt allen Menschen, mit denen die Recherche-teams in Tscherniwzi, Bălți und Tiraspol sowie in den Kleinstädten und Dörfern der ukrainisch-moldauischen Grenzregion sprechen konnten.



19 Nachwuchsjournalistinnen und -journalisten aus Deutschland, der Ukraine und der Republik Moldau trafen im September 2018 in Tscherniwzi und Bălți zusammen. Sie diskutierten mit Medienexpertinnen und -experten über die Pressefreiheit, den Wandel der Medien in ihren Ländern und erkundeten in kleinen Rechercheteams die ukrainisch-moldauische Grenzregion sowie die separatistische Republik Transnistrien. Daraus entstanden für MEDIA BEYOND FRONTIERS Reportagen, Berichte und Interviews, die ein aktuelles Bild einer Landschaft vermitteln, die in den vergangenen Jahrhunderten Teil unterschiedlicher Imperien gewesen ist. Die politische Grenze durchtrennt die Region, doch die Themen, die die Menschen dort bewegen, verbinden sie: Arbeitsmigration, die Lage der ethnischen Minderheiten, Sprachen und Identitäten, Alltagsleben an der Grenze, Erinnerungen an die alte Zeit oder der Blick der jungen Generation in die Zukunft.

ISBN 978-3-7917-3061-5



www.verlag-pustet.de